This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DOMI
NUS
ILLU
MINA
TIO
MEA
Taylor Institution

Ghetto-Geschichten.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Erste Abtheilung:

I. Eisik's Brille.
II. Rosshaar.
III. Die Schweigerin.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

15 » 14

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
23 JAN. 1935
OF OXFORD

Eisik's Brille.

Warum läßt Gott die alten Leute aussterben und mit ihrem schönen weißen Haare in die Erde legen? Warum schont er nicht ihrer, wie er des Baumes schont, den er grünen, blühen und duften läßt, selbst wenn das grimmige Feuer des Himmels an dem knorrigen Stamme gezehrt hat? Es mag sein, daß er das Höhere und Feinere eher zu sich beruft, eben weil es so ist — aber kurzsichtig, wie wir sind, mit Gemüthern, die zwischen dem Heute und Morgen auf- und niederschwanken, begreifen wir nicht, warum das Naturgesetz unseren „alten Leuten" ein so kurzes Ziel gesteckt hat. Nachgleitend, wie ein dunkler Schatten um die Zeit des Abends, folgt ihnen der Spruch des unsichtbar in den Höhen und Tiefen waltenden Richters: Siebzig Jahre! und wenn's hoch kommt, achtzig! Und ihr Stolz ist nicht immer „Trübsal und Mühsal!" Mitten in der Gewalt eines vollsäftigen Daseins werden sie gefällt; kein Baum im Walde ist so knorrig als oft mancher alte Mensch, so lebengetränkt vom Scheitel

bis zur Fußſpitze. Warum läßt Gott die alten Menſchen ausſterben?

Ich möchte das gerne wiſſen, lieber faſt als tauſend andere unnütze Dinge, an denen ich im Grunde keine Freude habe. Aber an Euch hatte ich Freude, Ihr alten Leute aus meiner Kindheit! um euretwillen hätte ich das gerne gewußt. Ihr waret von jeher meine Lieblinge, und wenn einer von Euch gegen mich „dort oben" zeugen ſollte, ſo zeuge er, ob ich jemals vergeſſen vor ſeinem grauen Haupte aufzuſtehen. Beſonders Rebb Eiſik Maier (dem der Friede der Gerechten ſei) möge ſagen, wie ich ihn geliebt habe, und um dieſer Liebe willen mir es auch in ſeiner andern Welt verzeihen, wenn ich in dieſer von ihm zu erzählen wage.

Noch jetzt kann ich mir keine Rechenſchaft ablegen, warum ich gerade Rebb Eiſik Maier ſo ſehr in mein Kinderherz eingeſchloſſen hatte. Ihm vor Allen hing ich an, wiewohl ich Großvater und Großmutter nicht mißte; an ſeinem ehrwürdigen Antlitz hafteten meine Blicke, wenn er betete; und traf es ſich einmal, daß ich mit ihm zugleich in die Hallen des Bethauſes eintreten konnte, ſo gab es gewiß kein ſeligeres Gemüth als das meine. Ich liebte ihn mit jener Unbewußtheit, die ſtets das Merkmal echter Liebe iſt, weil nur

sie uneigennützig ist. Ich könnte mich auch nicht erinnern, ob ich jemals von Rebb Eisik ein anderes Zeichen der Gunst erfahren habe, als daß er mir am Vorabend des „Freudenfestes der Thora" ein buntes Panierchen schenkte, das er mir eigens ins väterliche Haus mit den Worten geschickt hatte: es komme von Rebb Eisik Maier! Aber dieses Panierchen hielt ich auch hoch und theuer, kein Fähnrich in blutiger Schlacht hätte sich muthiger gewehrt, wenn einer von meinen Feinden gewagt hätte, es mir zu entreißen. Es kam von Rebb Eisik — und so ward das Panierchen auch nicht zum Trödel geworfen, nachdem es am Freudenfest seine Schuldigkeit gethan, auch nicht zerrissen, sondern heilig und unverletzlich aufbewahrt, wie der Glaube an ein Märchen, und gleich diesem ging es auch im Laufe der Zeiten verloren!

Rebb Eisik wohnte in dem schönsten Hause der ganzen „Gasse;" er galt allgemein als ein sehr reicher Mann. Spiegelhell glänzten die Fenster dieses Hauses, aber eben so rein erschien der alte Mann in seinem Anzuge und sonstigem Benehmen. Er trug stets ein weißes Halstuch, das schon aus der Ferne festtäglich glänzte, sonst trug er sich ganz nach der herrschenden Mode. Er war überhaupt von keiner hervorstechenden Eigenthümlichkeit; sein mildes Wesen bewahrte ihn

davor. Bei keiner Gelegenheit drängte er sich vor, weder in der Gemeinde, noch im geselligen Verkehre. Mit der Stille eines gefaßten Gemüthes ging er seinen Weg; nur selten, daß er davon abwich. Das geschah nur, wenn er Streitigkeiten in der Gemeinde zu schlichten hatte, wie sie selten lange ausblieben. Dann konnte er wohl, wenn er auf Widerstand und Widerspruchsgeist stieß, in einige Heftigkeit gerathen; seine Stimme begann dann unsicher zu werden und seine Wangen sich höher zu färben. „Will denn keiner bei Zeit die Brill' herunternehmen?" rief er dann gewöhnlich mit überlauter Stimme. Es war merkwürdig, welche Kraft diesen wenigen Worten innewohnte; es war als hätte ein Zauberer seine Formel über eine sturmbewegte Fluth ausgesprochen. Sobald die Leute das von der Brille hörten, lächelten sie still vor sich hin, und die Streitigkeit nahm dann gewöhnlich ein gutes Ende.

Es hat gar Mancher gelächelt, wenn Rebb Eisik das Wort „von der Brille" sprach, und es lächelt noch jetzt Mancher, wenn es sich ihm unwillkürlich auf die Lippen drängt. Denn Rebb Eisik gieng damit nicht haushälterisch um und brauchte es bei jeder Gelegenheit, wo er es schicklich anbringen konnte, jedesmal traf es aber, wie ein Nagel in die Holzwand

fährt. Nie gieng die volle Wirkung um eines Härchens Breite verloren.

Rebb Eisik hatte einen guten Freund, den Gemeindesänger Daniel Kremsier, der zu ihm in dem Verhältnisse eines Haus- und Hofministers zu seinem Potentaten stand. Daniel Kremsier hatte die bei Sängern und Musikantenvolk nicht selten anzutreffende Schwachheit, eine nicht geringe Leidenschaft für ein gutes Glas Wein zu besitzen. Den fand er nun jedesmal bei Rebb Eisik so gut und so schlecht er ihn selber trank, und es war daher wahrhaftig kein Wunder, wenn sich die durstige Kehle des Gemeindesängers als täglicher Gast bei dem reichen Manne einstellte. Dafür zeigte er sich aber auch in seiner Art dankbar, wie weit dies ein so durstiges Gemüth zugibt. Daniel Kremsier kam regelmäßig, sobald das Abendgebet vorüber war, und berichtete Rebb Eisik, der nur wenig aus dem Hause kam, Alles, was sich in der Gemeinde zutrug: von der Kindbetterin an, die am nächsten Sabbath ihren ersten „Schulgang" machen sollte, bis zur kleinsten „Parthie" in der Gasse, die von irgend einem „Schadchin" unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses vorbereitet wurde. Daniel Kremsier war ein lebendiges Zeitungsblatt, nur mit dem Unterschiede, daß Zeitungsblätter öfters lügen, der Gemeindesänger

aber niemals log. Denn dafür hatte er, wie bereits gesagt, eine zu durstige Seele, und eine solche spricht bekanntlich nur Wahrheit.

Durch diesen Daniel Kremsier sind nun eine Menge von Äußerungen und Urtheilen, wie sie Rebb Eisik in den vertrauten Unterredungen mit seinem Zeitungsblatt zum Besten gab, bekannt geworden. Sie laufen alle auf die „Brille" hinaus, und man wird sogleich sehen, wie sich die ganze Lebenssumme von Erfahrungen, die gesammte Ladung möchte ich sagen, die mein alter Rebb Eisik aus den Stürmen und Fluthen seines Daseins ans Land gerettet hatte, in diesen wenigen Worten gesammelt hatte.

Daniel Kremsier brachte einmal, nachdem er die Kehle sattsam angefeuchtet hatte, die Meldung, es sei von einer „Partie" in der Gasse die Rede, die nach seiner Meinung nichts zu wünschen übrig lasse. Der Bräutigam „habe" nichts und die Braut habe noch weniger. Aber sie wären sich Beide merkwürdig zugethan, und wenn man dem Bräutigam eine blanke Million auf den Tisch aufzählen würde, so ließe er auch von dem Mädchen nicht ab.

„Und das meint Ihr in Ernst, Daniel?" fragte Rebb Eisik mit einem gewissen schelmischen Lächeln, das dem alten Manne sehr wohl anstand.

„Was heißt, Rebb Eisik?“ betheuerte der Gemeindesänger. „Ist denn das nicht eine Partie, wie es keine bessere gibt, wenn der Eine nichts hat und der Andere auch nichts und Keiner was zu verlieren hat?“

„Daniel Kremsier, mir scheint, Ihr habt erst Ein Glas getrunken,“ sagte Rebb Eisik mit vollem Ernste, „schenkt Euch ein und trinkt ein zweit' Glas, damit es ein Bissele heller wird in eurem Kopf. Denn Ihr habt eben eine große Narrethei von Euch gegeben.“

„Wie heißt, Rebb Eisik?“ fragte der Gemeindesänger, sich verwundert stellend, ließ sich aber die Mahnung seines Potentaten nicht zweimal wiederholen.

„Wie heißt?“ äffte Rebb Eisik nach. „Das heißt: jetzt hat der Bräutigam noch die Brill' auf und sieht Alles doppelt. Die Nase von seiner Braut erscheint ihm doppelt so schön, als sie vielleicht in der Wirklichkeit ist, und wenn sie etwas redet, meint er vielleicht, Gott selbst in seinem siebenten Himmel kann nicht so fein reden. Laßt aber ein Jahr oder zwei vergehen, Daniel! laß sie Mann und Weib sein, Kinder um sie herumschreien und dergleichen, dann seh zu, Daniel Kremsier, ob er noch die Brille auf hat.“

Der Gemeindesänger war als Zeitungsblatt viel zu diplomatisch, als daß er durch Widerspruch seine

Existenz in Gefahr gebracht hätte. Er begnügte sich also, durch ein lautes Gelächter der Meinung Rebb Eisik's seinen Beifall zu schenken und bei dieser Gelegenheit sein Glas zum dritten Male zu füllen.

Kluge Leute mögen aber entscheiden, ob mein alter Rebb Eisik mit seiner Brille Recht hatte oder Unrecht. Die Geschichte jener „Gasse," in der sich jener Brätigam befand, will wenigstens wissen, daß er schon nach Jahr und Tag mit allen zehn Fingern nach jener Million gegriffen hätte, die er damals verschmäht — wenn sie ihm nur Jemand auf den Tisch gezählt hätte.

Kurze Zeit darauf starb der alte, nahe neunzigjährige Rabbiner der Gemeinde. So lange er am Leben war, hatte man sich gehütet, aus Ehrfurcht vor dem Greise, der die Meisten in der „Gasse" als Kinder gekannt hatte, irgend welche Verbesserungen oder, wie es hochdeutsch heißt, „Reformen" in Gottesdienst und Schule anzubringen. Der Tod des alten Rabbi war das Zeichen zu einem erbitterten Kampfe der Parteien; unentschieden wogte dieser lange hin und her, bis am Ende der Sieg den jüngern Gemeindemitgliedern zufiel. Die Jüngern hatten einen „Prediger" durchgesetzt, und mit diesem einen „geregelten" Gottesdienst. Am meisten von diesen tiefeinschneidenden Veränderungen war Daniel Kremsier, der Gemeinde-

sänger, betroffen, denn sie giengen ihm fast ans Leben. Er sollte nicht mehr die schöne Kunst seiner gesungenen Schnörkel üben, nicht mehr die wildaufschreienden Melodien einer uralten Zeit vor den Ohren der Leute, die feiner geworden waren, anbringen! Eine andere Zeit war gekommen und mit ihr ein musikalischer „Cantor," der im Chore des trefflichen Sulzer in Wien gebildet worden war. Daniel Kremsier ward mit vollem „Gehalte" verabschiedet; er war das Opfer eines Kampfes geworden, den man in unserer wortreichen Zeit „Übergangsphase" zu nennen pflegt. Dieses schreckliche Wesen fuhr wie ein schweres Wagenrad über den Leib des armen Gemeindesängers!

Traurig und tiefbekümmert kam eines Abends Daniel Kremsier zu seinem alten Freunde.

„Was ist mit Euch vorgegangen, Daniel?" rief ihm dieser erschrocken entgegen. „Ihr seht ja aus, als hättet Ihr acht und vierzig Stunden hintereinander gefastet?"

„Sieht man mir's also an?" meinte der Gemeindesänger wehmüthig und beschaute mit einer Art von Lust seinen ohnehin spindeldürren Leib. „Ist es denn ein Wunder, wenn ich so aussehe? Ich frag' Sie, Rebb Eisik: muß das Einem nicht das Herz abstoßen, wenn man dreißig Jahre vor Gott und den Menschen

gesungen hat, und jetzt kommt so ein Hergelaufener, der nicht einmal „Hebräisch“ recht lesen kann, und schnappt Einem das Brot weg?“

„Weggeschnappt hat er es Euch nicht, Daniel“ bemerkte Rebb Eisik ruhig, „und ich denke, die Gemeinde läßt es Euch an nichts fehlen. Euer Brot habt Ihr, Daniel.“

„Was hab' ich vom Brot,“ rief der abgesetzte Gemeindesänger mit kläglicher Stimme, „wenn ich nicht mehr singen kann? Soll mir das also nicht das Herz abstoßen, wenn so Einer mit seinem Chor in derselben Schul' singt, die mich mehr als dreißig Jahre kennt?“

„Das ist's, was Euch so mager macht, Daniel?“ meinte Rebb Eisik wieder mit seinem ruhigen Lächeln. „Daniel Kremsier, seid kein Narr auf eure alten Tage, und zieht auch Ihr die Brill' einmal aus.“

„Wie heißt, Rebb Eisik?“ fragte der pensionirte Gemeindesänger ganz verblüfft.

„Schenkt Euch erst ein, Daniel,“ meinte Rebb Eisik kaltblütig, „ich will Euch dann sagen, was das heißt.“

Trotz seines Kummers ließ das klägliche Opfer einer Übergangszeit diese Mahnung nicht zweimal wiederholen. Mit auffallender Hast griff er nach dem

Glase, und sein vom Kummer abgezehrtes Antlitz begann eine leise Röthe anzunehmen.

„Daniel Kremsier," sagte hierauf Rebb Eisik, der mit Wohlgefallen die Veränderung bemerkt hatte, die mit seinem Gesellschafter vorgegangen; „Daniel, Ihr wißt, ich bin keiner von denen, die sich das „Jüdsein" auf die leichte Achsel laden. Ich kenne Euch, Daniel, seit dreißig Jahren, und immer hat sich mein Herz an eurem Gesange und euren „Stückeln" ergötzt. Wenn ich Euch am Jom Kipur mit nüchternem Magen habe so gewaltig schreien hören, daß die ganze Schul' gezittert hat, da ist mir das Herz vor Freude aufgegangen. Ich hab' es immer gespürt: Der weiß, was er von Gott will. Was wollt ihr aber, Daniel, wenn die Zeit andere Ohren bekommen hat? Für mich schreit und singt Ihr gut genug. Was könnt ihr thun, wenn sich die junge Welt die Brille aufgesetzt hat?"

„Wieder Ihre Brille, Rebb Eisik!" meinte der Gemeindesänger mit einem Anflug von Verdrießlichkeit im Tone.

„Helft Euch, Daniel, anders," sagte der Alte ungerührt. „Ich kann Euch nur den einen Rath geben: Nehmt Ihr Eure Brille herunter, und Ihr werdet einsehen, daß Ihr für die jetzige Welt nicht mehr paßt."

Daniel Kremſier neigte wehmüthig ſein Haupt; er mußte dem Rathe des Alten beiſtimmen, wie ſchwer es immer dem Opfer der neuen Zeit fiel. Und in der That, der abgeſetzte Gemeindeſänger zehrt noch heut zu Tage am Gnadenbrote der Gemeinde und hat die Brille heruntergenommen, ganz wie Rebb Eiſik es ihm angerathen hat.

So wie dem Gemeindeſänger Daniel Kremſier ergieng es noch vielen Andern, denen Rebb Eiſik mit ſeiner Brille kam. Nicht jeder lachte darüber, Manchem fuhr ſie wie ein ſpitzer Pfeil in die Seele. Selbſt der neue Prediger entgieng ihr nicht. Der junge Mann hatte im erſten Eifer ſeiner Stellung an gar Manches in der Gaſſe die Axt gelegt und hatte ins Feuer geworfen, was gar nicht abgeſtorben oder gar todt war, ſondern bei einiger Nachſicht ſogar ein ſchöneres Nachleben verſprach.

„Gebt gut Acht, Daniel,“ ſagte einmal Rebb Eiſik zu ſeinem abgeſetzten Gemeindeſänger, „gebt gut Acht: Der Prediger wird auch bald ſeine Brille wegnehmen!“

„Leider Gottes aber,“ klagte Daniel, in deſſen Gemüth trotz alles Weines noch ein bitterer Tropfen lag, „leider Gotts! er hat ſie aber noch auf. Soll

man warten, bis kein Jüdenkind mehr in der „Gaſſe“ ſein wird? Dann wird er ſie gewiß herunternehmen.“

„Schadet nichts, Daniel, ſchadet gar nicht,“ bemerkte dagegen Rebb Eiſik. „Die Jüdenkinder hören ſobald nicht auf; aber der Prediger wird bald aufhören. Auch er hat die Brill' noch auf, und da meint er, er ſieht jedes Fleckele und jedes ſchwarze Pünktchen in unſerer heiligen Religion doppelt ſo groß als ſie ſind. Er iſt umgekehrt wie jener Bräutigam! Der hat zu viel Schönes an ſeiner Braut geſehen und unſer Prediger ſieht wieder zu viel Schwarzes. Der Eine hat ſchon die Brille herabgezogen, der Andere wird es auch thun. Und je länger es dauert, Daniel, deſto beſſer. Denn je haſtiger Einer eine Sache in ſich aufnimmt, je feſter er überzeugt iſt, daß er in der Sache Recht hat, deſto gründlicher iſt dann ſeine Beſſerung. Nur die Menſchen nicht zwingen! nur abwarten bis das Nachdenken ſich von ſelbſt einſtellt. Ich möchte mit Euch eine Million wetten, Daniel, daß wir Beide es noch erleben, wie der Prediger ſeine Brille herunternimmt.“

Offenherzig geſtanden, ſo gut ſonſt Daniel Kremſier die Brillenſprache ſeines Freundes verſtand, diesmal war ſie ihm zu „hoch.“ Noch fühlte er ſich zu tief in ſeiner Ehre gekränkt, an die ihm jener „Her-

gelaufene" mit seinem Chore so freventlich griff, als daß er sich so leicht zur Weltanschauung Rebb Eisik's hätte erheben können. Dennoch war er zu gescheidt, um gegen ihn Einspruch zu erheben; Rebb Eisik hatte etwas von der Halsstarrigkeit kluger Leute, die auf einen einmal erprobten Lebenssatz kein Stäubchen der Widerrede wehen lassen. Vielleicht war dieß mit der Grund, daß Daniel Kremsier der Äußerung seines Freundes über den neuen Prediger eine größere Verbreitung verschaffte, als Rebb Eisik selbst wünschte. So gelangte sie auch ans Ohr des neuen Predigers, er ward davon lebhaft getroffen. Der junge Mann mußte sich gestehen, daß sie zwar nicht neu war, aber eine Art Wahrheit enthielt, die er am wenigsten aus dem Munde eines alten Mannes erwartet hatte. Glühend vom Eifer für dasjenige, was er für das Bessere hielt, war er der Meinung, in jedem alten Manne der Gemeinde lauere ein Feind, der die frisch ausgestreute Saat zu vernichten strebe. Wie jedes eifrige und entbrannte Gemüth im Grunde von Nichtduldung des ihm entgegengesetzten Stoffes ausgeht, den es niederzuringen sucht, so hatte auch der junge Prediger vergessen, duldsam zu sein. Jetzt hörte er aus dem Munde eines der ältesten Männer in der Gemeinde die Mahnung, mit ihm selbst, dem Prediger, Geduld

und Nachsicht zu brauchen. Er fühlte sich davon einigermassen beschämt; zugleich aber entbrannte seine Seele im Zorn, daß man es wagen könne, seine Ansichten zu verdächtigen und ihnen nur eine zeitliche Beschränkung einzuräumen. In der ersten Aufwallung wollte er sich darüber auf der Kanzel auslassen, und hatte bereits einen Text dazu gefunden. Aber eine unerklärlich lautsprechende Stimme in seinem Innern hielt ihn zum Glücke von diesem unüberlegten Schritte ab. Die Beschämung behielt die Oberhand. Er beschloß den alten Mann, den er nur oberflächlich hatte kennen gelernt, aufzusuchen; es zog ihn mehr als gewöhnliche Neugierde zu ihm.

An einem Sabath, an welchem er gepredigt, stellte sich der junge Prediger unerwartet bei Rebb Eisik ein. Der alte Mann war von der Ehre dieses Besuches lebhaft gerührt; über sein Antlitz flog es wie freundlicher Sonnenschein. Man sah es ihm an, er fühlte sich von der Auszeichnung geschmeichelt. Es ist dieß ein Zug, den wir namentlich an alten Leuten bemerkten, wenn sie von jungen Leuten aufgesucht werden.

„Wissen Sie, Rebb Eisik," begann der Prediger nach den ersten einleitenden Worten, nachdem ihm der Alte selbst einen Stuhl zugeschoben hatte, „warum ich zu Ihnen gekommen bin?"

„Wie soll ich das errathen?“ meinte Rebb Eisik lächelnd. „Bin ich doch kein Prophet!“

„Und doch, Rebb Eisik,“ rief der Prediger mit leichtem Hohne, „haben Sie vorausprophezeit, daß ich mich in kurzer Zeit ändern werde.“

„Wissen Sie also auch schon von meiner Brille, Herr Prediger?“ meinte Rebb Eisik ganz unbefangen, ohne im mindesten erschrocken auszusehen.

„Sie halten mich also für einen Heuchler,“ rief der junge Mann etwas lebhaft, „für Einen, der anders denkt und anders handelt?“

Rebb Eisik legte wie beschwichtigend seine Hand auf den Arm des Predigers.

„Sie haben noch nicht die Brille abgelegt, Herr Prediger“ meinte er mit seinem vertraulich milden Lächeln.

„Wie verstehen Sie das, Rebb Eisik?“

„Sehen Sie, Herr Prediger,“ sagte der alte Mann mit seinem unerschütterlichen Lächeln, „wären Sie der Heuchler und Min, den Sie mir in den Mund legen, so hätten Sie nicht etwas unterlassen, als Sie in diese Stube eingetreten sind.“

„Ich hätte etwas unterlassen?“ rief der junge Prediger lebhaft.

„Dort an der Thüre,“ meinte Rebb Eisik, indem

er seinen Finger ausstreckte, „hängt eine Mesusah, wie sie in jedem guten Judenhause zu finden ist. Denn mit Gott soll man eintreten und mit Gott soll man austreten. Diese Mesusah haben Sie unterlassen zu küssen.“

Eine brennende Röthe überflog das sonst blasse Antlitz des jungen Mannes.

Rebb Eisik bemerkte dieses Zeichen innerer Beschämung; in seinem milden Herzen keimte sogleich die Reue auf.

„Weh thun habe ich Ihnen nicht wollen, Herr Prediger,“ sagte er, und drückte inniger auf dessen Arm.

„Ich danke Ihnen, Rebb Eisik,“ rief der junge Mann und ergriff die Hand des Greises, „ich danke Ihnen für die Lehre, die Sie mir so eben gegeben haben. Ich will sie nicht vergessen.“

Rebb Eisik wußte nicht, wie ihm geschah. Er schaute dem jungen Manne eine lange Weile in das geröthete Gesicht. Vielleicht war es Argwohn, der in diesem Augenblicke sein sonst so mildes Gemüth durchzuckte. Ein junger Mensch in der Blüthe und Fülle seiner Jahre stand — so vor ihm und er hielt ihn doch für beleidigt! Dann aber rief er mit weicher Stimme:

„Um Gottes Willen reden Sie nicht weiter, Herr Prediger. Es ist nicht gut, wenn Derjenige, der Gottes

Wort zu verkündigen hat, seine Fehler sogleich eingesteht. Es ist das nicht gut. Was soll dann der gemeine Mann thun? der muß am Gelehrten immer das sehen, was die Kinder Israels an Moses gesehen haben, wie er vom Berg Sinai heruntergestiegen ist."

„Meinen Sie den heiligen Zorn beim Anblick des goldenen Kalbes?" rief der junge Prediger in hoher Aufregung.

„Nein, Herr Prediger," meinte der Alte milde, „ich meine den leuchtenden Schein um seinen Kopf, den ihm Gott geliehen hat, wie er die steinernen Tafeln brachte."

„Rebb Eisik, was sind Sie für ein Mann!" rief der Prediger entzückt aus, und ergriff aufs neue seine Hand, und schaute ihm mit leuchtenden Blicken in das feine Antlitz.

„Loben Sie mich nicht zu sehr," bat Rebb Eisik mit liebenswürdiger Bescheidenheit, „ich verdien's gar nicht."

„Sagen Sie mir nur, Rebb Eisik," rief der Prediger noch immer ergriffen, „sagen Sie mir nur, woher hat sich dieser Schatz echter Lebensweisheit bei Ihnen gesammelt? Sie sind nicht nur klug, Sie sind auch ein großer Menschenkenner und prüfen Herz und Nieren. Sie haben in meine Seele einen tiefen Blick

gethan. Wer hat Sie den gelehrt? Denn aus Büchern werden Sie doch nicht viel gelernt haben!“

Rebb Eisik schwieg eine geraume Weile; aber auf seinem Antlitze malte sich deutlich die Freude, sein Lob aus dem Munde des jungen Mannes zu vernehmen.

„Nein, gelernt hab' ich nicht viel, mein Herr Prediger,“ meinte Rebb Eisik lächelnd, „nicht einmal so viel, was Sie nicht schon vor zwanzig Jahren vergessen hätten. Aber ich hab' meine Brille bald abgelegt.“

„Ich glaube Sie zu verstehen, Rebb Eisik,“ rief der Prediger lebhaft. „Sie sind wahrscheinlich frühzeitig durch eine harte Schule des Lebens gegangen, und aus den derben Stößen und Püffen, die Sie da erhalten haben, lernten Sie das Leben selbst beurtheilen und dessen Erscheinungen auf ihr wahres Maß herabsetzen. In dieser strengen Schule sind Ihre Augen geschärft worden, und das nennen Sie, Rebb Eisik: die Brille ablegen.“

„Man sieht und hört es Ihnen an,“ sagte Rebb Eisik schmunzelnd, „daß Sie ein Prediger sind. Sie können und verstehen Ihre Sache. Sollt' man nicht meinen, Sie hätten jetzt gerade über eine Stelle in der Bibel gesprochen, über die ein Anderer weggeschluppert wäre, während Sie etwas Schönes und Erha-

benes darin finden! Aber glauben Sie nur nicht so etwas von mir, Herr Prediger. Ich hab' wirklich die Brille abgelegt."

„Wie?" fragte der junge Mann mit einiger Verwirrung.

„Oder besser gesagt," ergänzte sogleich Rebb Eisik „ich hab' eine wirkliche Brille abgelegt."

Der Prediger starrte den Sprecher mit einer Miene an, als sei er überzeugt, dieser rede irre.

„Sie wissen also wirklich noch nichts von meiner Brille?" rief Rebb Eisik, der die Verwunderung des Predigers wohl bemerkt hatte.

„Kein Wort," betheuerte der junge Mann.

„So freut es mich wirklich in der Seele, daß ich gerade Ihnen die Geschichte von meiner Brille wieder erzählen kann. Hier in der „Gasse" kennt sie jedes kleine Kind. Sie sollen daraus ersehen, Herr Prediger, daß ich Ihnen am wenigsten habe mit meiner Brille wehe thun wollen."

„Rebb Eisik!" rief der Prediger vorwurfsvoll.

„Gut, gut," meinte der Alte, „entscheiden Sie selbst, wenn ich fertig bin. Werden Sie aber auch genug Geduld haben, einen plauderhaften alten Mann so lange anzuhören?"

„Tage lang könnte ich Ihnen zuhören!“ rief der Prediger begeistert.

Rebb Eisik lächelte fein und begann:

„Ich bin das einzige Kind sehr reicher Eltern gewesen. Da Sie in unserer Gemeinde nicht geboren sind, so können Sie auch nicht wissen, was für ein Mann mein Vater gewesen ist. Stellen Sie sich nur das Eine vor. Wenn man von Rebb Anschel Maier gesprochen hat, so hat man sich darunter etwas wie jetzt Baron Rothschild vorgestellt. In ganz Böhmen und Mähren, ja selbst in Wien hat man seinen Namen gekannt, und wenn Einem ein Wechsel vorgekommen, auf dem die Unterschrift meines Vaters gestanden ist, so hat er gewiß gesagt: der ist so gut wie baares Geld. Damit will ich nur zeigen, was für ein Mann er gewesen ist.

„Meine Mutter war draußen im Reich geboren; der Vater hat sie auf der Frankfurter Messe kennen gelernt, wohin er zweimal im Jahre kam. Es war eine merkwürdig feine und besondere Frau; sie hat geschrieben, deutsch und jüdisch, wie kaum ein Mann, was in der damaligen Zeit viel geheißen hat. Man hat ihr auch nachgesagt, daß sie französische Bücher hat lesen können und auf dem Clavier gespielt hat. Das ist in jener Zeit wie ein Wunder angesehen worden. Wie aber

die Menschen sind! Die große Bildung ist das Unglück meiner Mutter gewesen. Sie ist deßwegen ordentlich beschrieen worden und keine Frau in der Gemeinde hat sich unterstanden, mit ihr in einen näheren Verkehr zu treten. Die Leute glaubten immer, sie müßten mit ihr französisch reden, und weil das keiner wußte, haben sie zuletzt gar nicht mit ihr gesprochen. Dadurch ist meine Mutter nie heimisch geworden in der „Gasse," sie hat sich immer als Fremde betrachtet!

„Nur gegen meinen Vater und mich war sie nicht fremd, uns hat sie gezeigt, wie sie war und was in ihr verborgen lag. Als das einzige Kind war ich ihr Augapfel. Gott der Lebendige weiß, woher so eine Mutter all die Liebe und Zärtlichkeit für ihr Kind bekommt. Worauf gar kein anderer denkt, darauf denkt eine Mutter, was Keinem eine Sorge macht, das bekümmert sie und macht ihr das Herz schwer. Ich will wetten, nicht Amram, der Vater Mosche's ist's gewesen, der den guten Gedanken mit der Prinzessin hatte, sondern seine Mutter. Wie sollte ein Mann auf so etwas verfallen! Man hätte auch von der meinigen sagen können: Gott habe sie eigens zu einer Mutter bestimmt und mich zu ihrem Sohn!

„Fremd, wie sie in der Gasse war, hatte sie auch

kein Verlangen, als ich schon zehn bis zwölf Jahre alt geworden, ihr Haus auch nur auf eine Stunde zu verlassen. Nur in der Frühe und am Abend, wenn ich in „Schul“ gehen mußte, kam ich von ihr weg; sonst bin ich keine Minute aus ihren Augen entschwunden. Der Vater war beinahe immer auf Geschäftsreisen; der konnte sich wenig um mich bekümmern. Kein Mensch wunderte sich auch, daß mir die Mutter den ersten Unterricht ertheilte; von ihr lernte ich lesen, schreiben und rechnen, ja selbst die Bibel habe ich von Keinem gelernt als von ihr.

„Als wenn es heute geschehen wäre, erinnere ich mich noch jetzt, wie der Vater einmal von der Leipziger Messe etwas mitbrachte, das in ein graues Papier eingewickelt war. Ich wollte darnach greifen und es aufmachen, da schrie aber mein Vater auf, als hätte ich meine Hand in glühendes Eisen getaucht.

„Wozu hast Du mir es also mitgebracht, Vater, rief ich weinend, wenn ich es nicht anrühren darf?“

„Wart' bis auf die Nacht,“ sagte mein Vater unruhig und versteckte das graue Packet an einem sicheren Orte. Ich weinte und jammerte, die Mutter aber tröstete mich. Als die Nacht gekommen war, holte der Vater das Packet aus dem Verstecke herbei, nachdem er sich früher überzeugt hatte, daß alle Thüren und

Fenſter feſt verſchloſſen waren. Der graue Umſchlag ward hinweggenommen; es waren fünf Bücher, die mir der Vater hinlegte.

„Das iſt ja Chumeſch“ (die fünf Bücher Moſis), rief ich, beinahe enttäuſcht.

„Um Gottes willen ſchweig, wenn du nicht willſt, daß ich Dir die Bücher wegnehmen ſoll,“ ſchreit mein Vater ganz ängſtlich, und ich habe das auch auf Zureden der Mutter verſprechen müßen. Aus dem Chumeſch hat ſie mich unterrichtet. Erſt lange Jahre darauf habe ich die Vorſicht und Angſt meines Vaters begriffen. Wenn man jenes Chumeſch bei uns hätte angetroffen, Gott der Lebendige weiß, was uns damals geſchehen wäre! Es war mit der deutſchen Überſetzung von Moſes Mendelsſohn aus Deſſau!

„Wie ich mein dreizehntes Jahr erreicht, ſollt' ich in die Fremde, um da ein Geſchäft zu lernen. Das war damals ſo der Brauch; nach der Bar Mizwah mußte ein Jüngel fort. Jetzt ſoll man es anders damit halten; die heutige Welt möchte für dreizehnjährige Kinder noch gerne eine Amme im Hauſe haben. Die gute Mutter hat lange nicht gewollt, endlich aber hat es der Vater durchgeſetzt. Ich bin nach Prag zu dem großen Geſchäftsmanne Abraham Tauſſig gekommen, der zu jener Zeit ein Spezereigeſchäft in der Mei-

ſelgaſſe neben der Schul' gehabt hat. Bei dem bin ich volle vier Jahre in der Lehre geweſen und bin während dieſer Zeit niemals zu meinen Eltern auf Beſuch gekommen.

„Ich ſollt' mich entwöhnen," ſagte mein Vater. Gut! ich hab' mich entwöhnt, hab' gelernt was zu lernen war; aber wie die vier Jahre um waren, und ich einmal einen Brief erhalte, daß ich nach Hauſe kommen ſollt', da hab' ich mich doch außerordentlich gefreut. Denn mit mir war indeſſen eine große Veränderung vorgegangen. Als ein kleiner „Krupp" hatte ich die Heimath verlaſſen, in die Höhe geſchoſſen wie eine Hopfenſtange kehrte ich zurück.

„Was werden die Leute in der „Gaſſe" zu Dir ſagen? fiel mir jeden Augenblick ein. Nun weiß ich nicht, wie es gekommen iſt. Einen Tag vor meiner Abreiſe gehe ich durch die Zeltnergaſſe; ich wollte mir die Stadt noch einmal anſehen. Da bleibe ich, ohne daß ich eigentlich an etwas Beſtimmtes dachte, vor dem Gewölbe eines Brillenmachers ſtehen. Wie ich mir ſo eine Weile die verſchiedenen Dinge in dem Auslagskaſten betrachte, kommt mir plötzlich der Gedanke: „Wie wär's, wenn ich mit einer Brille auf den Augen vor meine Eltern hintreten möcht'! Mit ſo einer Brille ſieht man wenigſtens um etliche Jahre

älter aus. Die Leute werden Dich dann gar nicht erkennen."

Ohne weitere Überlegung trete ich also in den Laden ein, und kaufe mir die erste beste Brille!

So lange als ich noch in Prag mich befand, habe ich sie nicht aufzusetzen gewagt, da haben mich die Leute ja gekannt. Aber kaum bin ich im Wagen, habe ich sie in Einem fort probirt. Die Ungewohnheit, so etwas auf meiner Nase und vor meinen Augen zu tragen, hat gemacht, daß ich die Brille in den ersten Stunden gern hundertmale auf die Straße hinaus geworfen hätte. Immer hat mich aber der Gedanke zurückgehalten, die Leute werden Dich nicht erkennen und Du siehst damit viel älter aus! Und immer hab' ich auf's Neue die Brille aus dem Futterale herausgenommen und aufgesetzt. Merkwürdig, was der Mensch vermag, wenn er nur will! Wie ich noch zwei Stunden von meiner Heimat war, da habe ich die Brille gar nicht mehr gespürt, sie war mir auf der Nase wie angewachsen. Das hat mich mehr gefreut, als wenn ich eine Million mit nach Hause gebracht hätte. Wie ich an dem „guten Ort" vorüberfahre, der, wie Sie wissen, an der Prager Straße liegt, wer kommt mir da entgegen? Naphtali Kremsier, der Vater unseres frühern Gemeindesängers Daniel, der mit Hasenhäutchen ist hausiren gegangen.

Der sieht in den Wagen hinein, in dem ich langsam an ihm vorüberfahre und ruft gleich:

„S' Gotts willkumm, Eisik, bist Du auch schon zurück?

Ich glaub' im ersten Augenblick trifft mich schon vor Schrecken der blasse Tod! Gleich der erste Mensch, der mir begegnet, erkennt mich! Ein Anderer hätte nun die Brille von der Nase gerissen und sie in tausend Stücke zerbrochen. Ich aber — ich habe sie behalten!

„Sie sollen mich doch nicht erkennen," hab' ich in meinem Ingrimm gerufen.

Niemals werde ich nun vergessen, wie ich von meiner guten Mutter bin aufgenommen worden. Noch jetzt fühle ich die heißen Thränen, wie sie über meine Wangen heruntertröpfelten, indem sie mich minutenlange gar nicht aus den Armen lassen wollte! Ich alter Junge spür's noch, es geht mir wie ein Messerstich durch das Herz, wenn ich an diese Stunde denke. Denn wissen Sie, was für ein Gedanke mir unter den Thränen meiner Mutter, unter ihrem Lachen und Weinen gekommen ist? Es hat mich geärgert, daß mich meine Eltern so gar leicht erkannt hatten, daß sie kein Wort über mein Aussehen, kurz über meine

Brille sagten! Ist das nicht etwas, um noch jetzt darüber sich reuig an die Brust zu schlagen?

Erst als ich eine Viertelstunde später meinen Eltern gegenüber saß, immerfort die Augen meiner Mutter auf mir, die sich an ihrem Sohn gar nicht satt sehen konnten, sagte mein viel ruhigerer Vater:

„Weißt Du, Jettel, ich finde unser Eisik hat sich etwas verändert; er hat etwas Fremdes in seinem Gesichte, ich könnt' aber nicht sagen, worin es besteht."

Ich wurde roth wie ein Mädchen, zu dem man auf die Beschau kommt. Also endlich doch! Meine gute Mutter stand auf, beinahe erschreckt von diesen Worten meines Vaters und blickte mir lange in's Gesicht.

„Ich find' ihn nicht verändert," meint sie hierauf, „er hat noch ganz sein altes Aussehen."

Da blickt auch der Vater schärfer nach mir hin, und auf einmal bricht er in ein Gelächter aus, daß davon das ganze Haus erzittert.

„Jettel," ruft er keuchend, „hättest Du denken können, daß sich das Jüngel so etwas von Prag wird mitbringen?"

„Was denn?" ruft sie erblassend.

„Siehst Du denn nicht die zwei Laternen, die unser Eisik vor den Augen hat?"

Da schreit die Mutter auf und stürzt auf mich zu.

„Iſt Dir etwas an den Augen geſchehen?“ ſpricht ſie und zittert dabei, als wäre ich wirklich halbblind nach Hauſe gekommen. Ich konnte nicht reden, das Wort blieb mir in der Kehle; ich habe nur den Kopf geſchüttelt. Was ſoll ich länger verzählen? Der Vater hat in Einem fort gelacht, die Mutter aber iſt von Minute zu Minute beſorgter worden, denn je mehr ich mit dem Kopfe ſchüttelte, deſto mehr glaubte ſie, mir fehle was an den Augen. Da brauche ich endlich vor lauter Zureden und Beſchämung die ſchändliche Lüge: der berühmte Doktor Jonas Zeitteles in Prag hätte mir einmal in die Augen geſehen und geſagt: ich müßt' eine Brille tragen!

„So bin ich nach vier Jahren in der Fremde mit einer Lüge vor die guten Eltern getreten! Von dieſem Augenblicke an hat freilich der Vater mit ſeinem Gelächter, was mir am meiſten weh gethan, eingehalten, die Mutter aber, merkwürdig fein, wie die Weiber ſind, hat mir nicht geglaubt. Sie hat es aber nicht merken laſſen, und erſt wie wir allein waren, hat ſie mir es geſagt, und durch vieles Zureden und Schmeicheln die ganze Wahrheit aus mir herausgebracht. Es hat mich aber einen Kampf gekoſtet. Die gute Mutter! Statt nun darauf zu dringen, daß ich die Brille ab-

lege, schon deshalb, weil ich gelogen hatte, hat sie zugegeben, daß ich sie behalte. Sie hat mir die Beschämung und das Gelächter meines Vaters ersparen wollen!

Ich hab' die Brille auch behalten; ich habe geglaubt, ich hätte erst jetzt ein Recht darauf. Und wie ich am andern Tag durch die „Gasse" gegangen bin, und manche Leute haben mich wirklich nicht sogleich erkannt, und haben mir verwundert nachgesehen, da habe ich in meiner Seele eine Freude empfunden, nicht anders als ob mich der Kaiser von Wien zum Oberstburggrafen gemacht hätte. Viele Leute haben mich ausgelacht, denn in der damaligen Zeit war es nichts Gewöhnliches, daß ein achtzehnjähriges Jüngel mit einer Brille gesehen wurde, und was gar nicht in meiner Natur gelegen ist: ich bin dadurch keck und übermüthig geworden. Und gerade unter die Leute, von denen ich gewußt habe, sie können meine Brille nicht ausstehen (leiden), gerade unter die bin ich am liebsten gegangen. Zuletzt hab' ich's dazu gebracht, daß sich die Leute meine Brille gefallen ließen. Denn wer in der Welt am längsten aushält, der hat's ja gewonnen.

„Das Schönste an der Sache war, daß bei dieser Narrethei mit der Brille mein Kopf für das Geschäft

ganz unbrauchbar geworden war. Ich zeigte kein rechtes Geſchick dafür und erſt ſpäter habe ich eingeſehen, daß eigentlich die Brille daran ſchuld war. Mein Vater klagte oft:

„Ich weiß gar nicht, was denn eigentlich das Jüngel in Prag gelernt hat. Was hab' ich davon, daß er eine Brille auf der Naſe trägt? Wo er etwas ſehen ſoll, ſieht er doch nichts!“

Die gute Mutter entſchuldigte mich, wie ſie konnte; oft habe ich aber den Vater ſehr verdrießlich geſehen. Trotz dem bekam ich meine Brille immer lieber, denn man kann ſich in ein Ding, das kein Leben hat, ebenſo gut verlieben, als in eines mit Fleiſch und Bein, und ich kann ſagen: ich war verliebt.

Da kam mein Vater eimal von einer Geſchäftsreiſe mitten in der Woche zurück; denn gewöhnlich geſchah dieß am Freitag. Sein Geſicht war blaß und die Augen tief eingeſunken. Die Mutter ſchrie laut auf, als ſie ſeiner anſichtig wurde; es hat ihr gleich nichts Gutes geahnt. Doch auf alle Fragen die ſie an ihn richtete, antwortete der Vater nicht, er ſperrte ſich in ſeine Schreibſtube ein und durch das Schlüſſelloch konnten wir bemerken, daß er ſchreibe. Gegen Abend rief er die Mutter zu ſich; nach einer ſchrecklich langen Stunde kam ſie heraus, mit verweinten Augen, todt-

blaß im Gesicht. Auch sie wollte mir nicht sagen, was vorgehe, und nach Allem zu schließen, mußte etwas Schreckliches vorgegangen sein. In derselben Nacht fuhr der Vater wieder fort, er sagte nicht wohin. Volle zehn Tage blieb er aus; am Freitag kam er wieder. Aber sein Aussehen war dasselbe traurige wie das erste Mal, und wie ihn die Mutter fragte, was er ausgerichtet, schüttelte er mit dem Kopfe. Wir verlebten einen Sabbath, wie ihn mein größter Feind nicht erleben soll. Und bei allem dem habe ich nicht gewußt, was denn vorgieng.

Sabbat zu Nacht, nach dem Nachtmal, sagte mein Vater mit einem Male zu mir:

„Eisik, ich hab' mit Dir etwas zu reden, komm' auf meine Stube."

Zitternd und bange folgte ich ihm.

„Eisik," sagte mein Vater zu mir, als wir allein in seiner Stube waren. „Du hast vielleicht bis jetzt gemeint, ich bin ein reicher Mann."

„Bist Du's nicht?" sagte ich auf den Tod erschrocken.

„Nein," sagte der Vater mit gebrochener Stimme, „ich bin mehr als arm geworden. Ich kann nicht einmal zahlen."

Ich habe nur ein „Schmah Jisroel" ausrufen

können, die Sinne sind mir fast vergangen. Mein Vater hatte Mitleid mit mir.

„Was kannst Du dafür," sagte er, „daß Du keinen Kopf fürs Geschäft hast?"

Das Wort hat mir erst recht durchs Herz geschnitten; ich fing an laut zu weinen. Nun erzählte mir der Vater, daß er schon seit einigen Jahren einen Rückgang im Geschäfte verspüre, der Mutter und mir habe er es lange verschwiegen, denn ihm scheine, mir wäre meine Brille viel lieber als das Geschäft, und weil er das bemerkt, habe er die ganze Sache in sich hineingegessen. Aber das Unglück wachse ihm über den Kopf, länger könne es nicht verschwiegen werden. Das Alles aus dem Munde eines Vaters zu hören und sich dabei sagen müssen: Es geht Dich an! Ich hab' damals meine Sünden abgebüßt, aber eingesehen habe ich sie doch nicht.

„Meine Brill' soll also Schuld sein am Unglück?" fragte ich ein über das andere Mal.

„Ja," sagte der Vater, „denn daß Du mich nicht verstehst, daran ist eben Deine Brille schuld."

Da habe ich geschwiegen, denn wenn das Herz von Unrecht sich gekränkt meint, verschließt es sich. Der Vater aber erzählte nun weiter, wie es mit ihm stehe. Der „Bankrott" war so gut wie fertig. In

den zehn Tagen, die er verreist war, hatte der Vater halb Böhmen durchzogen und überall die Gläubiger aufgesucht, um sich mit ihnen zu vergleichen. Die meisten hatten sich mit ihm verglichen, nur ein einziger, und dem wir das Meiste schuldig waren, Rebb Joel Bidschof in Kollin hatte es rund abgeschlagen. Der hat den Vater wie einen Dieb behandelt, als er ihm mit dem Vergleich kam, und hat gedroht, wenn er nicht sein ganzes Geld bis auf einen Groschen bekäme, wollt' er ihn ins „Criminal" bringen. So etwas hat man meinem Vater sagen sollen!

„Und ist gar keine Hilfe?" frug ich ihn zuletzt.

„Gar keine," antwortete er traurig, „Joel Bidschof ist zu hart, der hat ein Herz wie ein Stück Eisen."

„Vielleicht schickst Du mich zu ihm!" sag' ich plötzlich, als wäre mir eine Eingebung von Gott gekommen.

„Dich," ruft mein Vater und lacht spöttisch, „Dich mit Deiner Brille!"

Ich weiß nicht, was mir in diesem Augenblicke die Kraft gegeben hat, diesen Spott zu überhören. Ich sage wieder:

„Schick mich nur, Vater, schick mich."

Er aber hat immer wieder mit der Brille angefangen, Gott der Lebendige weiß, wie ich das ertragen

habe. Endlich nachdem ich wieder darauf zurückkomme, daß er mich ſchicken ſolle, ſagt er:

„Meinetwegen, geh, Eiſik! Ausrichten wirſt Du ſo nichts. Das ſag' ich Dir aber: Zieh' nur vor allem deine Brille aus."

Am andern Morgen, in aller Frühe, bin ich mit einer beſonderen „Gelegenheit" fort nach Kollin. Die Mutter weinte, als ich von ihr Abſchied nahm, der Vater aber, halb traurig, halb lachend, meint noch zu guter Letzt:

„Es iſt nur gut, daß wir ſchön Wetter haben, damit Du Dich doch ein Biſſele wenigſtens unterhältſt. Denn ausrichten wirſt Du ja doch nichts. Ich hab' nichts ausgerichtet, willſt Du's?"

Die Brille hab' ich natürlich aufbehalten; es muß, wenn ich darüber nachdenke, doch aus Trotz geweſen ſein, wegen der vom Vater erlittenen Kränkung. In ſolcher Gemüthsverfaſſung bin ich fort.

Nach Kollin hat man in jener Zeit beinahe zwei Tage gebraucht, die man jetzt in weniger als einem Tage zurücklegt. Ich habe alſo Zeit gehabt, darüber nachzudenken, wie ich mit Rebb Joel Bidſchof reden wollte. Merkwürdigerweiſe iſt mir auch nicht die geringſte Furcht angekommen. „Iſt der Joel Bidſchof ein Miniſter oder Kaiſer, daß ich mit ihm nicht ſollt'

rück, wie ich sie dem kleinen „Krupp“ nicht zugetraut hätte, und mit einem Male springt er knapp an mich hin. Jetzt erst habe ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen; so klein und dünn er war, hat er doch ein Gesicht gehabt, wie ein Wolf; ein Paar Augen haben darin gefunkelt unter buschigen Augenbrauen, wie von einer Katze in der Nacht; man hat sich ordentlich davor fürchten müssen. Mit diesen Augen sieht mich der kleine Joel Bidschof vom Kopf bis zu Füssen an, als wollt er mich von innen und von außen wie einen Sack Wolle mustern und sagt dann mit seiner Fistelstimme:

„Du bringst also kein Geld mit, Jüngel?“

„Nein,“ antworte ich noch einmal und gar nicht keck, „aber der Vater will sich mit Ihnen vergleichen.“

Da wird der kleine Krupp Feuer und Flammen, sein Gesicht roth und die Augen speien ordentlich ein grünes Gift auf mich. Dann hub er an:

„Und Dich hat Dein Vater zu mir geschickt, um sich mit mir zu vergleichen, mit Joel Bidschof? Dich keckes Jüngel mit der Brill' auf der Nas', schickt der Schnorrer zu mir, und meint, er wird was ausrichten? Hat er gemeint, ich bin selbst so ein Schnorrer, wie er? Einer, der mich fußfällig bitten sollt', schickt mir so ein grünes Jüngelchen mit einer Brill' auf der

Naſe? Jetzt mach', daß Du fortkommſt, und ſag' deinem Vater: vom Vergleich iſt keine Rede! Ins Criminal muß er, und das hat Joel Bidſchof geſagt, der noch niemals ſein Wort gebrochen hat."

Gott der Lebendige weiß es, wie ich aus der Stube und von dem grimmigen Wolf fortgekommen bin, ich weiß es noch heute zu Tage nicht. Es hat mich aber eine ſolche Furcht vor den Augen Joel Bidſchof's gepackt, ein ſolches Zittern und Zagen, daß ich zur Thür draußen war, und zum Hauſe hinaus, noch ehe ich an eine Gegenrede hätte denken können. Und ſelbſt wie ich wieder in der Gaſſe ſtand, wirkte die Furcht vor dem ſchrecklichen Joel in mir fort. Ich bin gelaufen, ſo weit als mich meine Füße tragen konnten; erſt bei dem Wirthshauſe, in welchem ich eingekehrt war, machte ich Halt. Aber, lebendiger Gott! in welchem Zuſtande! Zerſchlagen und zerbrochen von der großen Kränkung, die ich ſo eben erlebt, beſchämt und gedemüthigt, wie ein Hund, den man mit dem Stocke verjagt hat, ſo war mein Zuſtand. Ich rannte auf meine Stube, ich glaubte noch immer die Stimme Rebb Joels hinter mir zu hören. Dort warf ich mich der Länge nach aufs Bett und vergrub mein Geſicht in den Kiſſen. Dann aber hat der Schmerz über die erlittene Kränkung in mir aufgeſchrieen; wie ein kleines Kind habe

ich angefangen zu weinen, und unaufhaltſam ſind meine Thränen gefloſſen. Ich hab' mich hingewünſcht, wo mich kein Menſchenauge mehr geſehen hätte und hab' mein Leben verflucht. Mich ſo zu behandeln, mich, Anſchel Maier's Sohn! Wenn das die gute Mutter gewußt hätte, was mir in dieſer Stunde geſchehen war! Meine Thräuen ſind immer ſtärker gefloſſen; ich habe geglaubt, mein Leben wird mit ihnen dahinfließen. Aber ſie haben doch aufgehört, wie das immer geſchieht, wenn ſich das Herz zu ſehr anſtrengt. Dafür iſt aber in mir ein anderes Gefühl aufgekommen; ich habe mich rächen wollen an Joel Bidſchof. Da bin ich aufgeſprungen und Gott hätte ihn ſchützen mögen, den hartherzigen Menſchen, wenn ich ihn in dieſem Augenblicke vor mir gehabt hätte. Einmal hatte ich ſogar ſchon die Thüre aufgeriſſen, und habe zu Joel Bidſchof eilen wollen.

Aber dabei iſt es auch verblieben. Weiter als bis zur Thüre bin ich nicht gekommen, und daß ich es nur geradezu herausſage: ich habe mich gefürchtet!

Dann habe ich mich wieder aufs Bett geworfen, und habe geweint und gejammert, und mir das Leben verwünſcht. Dazwiſchen bin ich auch aufgeſprungen und habe gegen Joel Bidſchof die Fauſt geballt. So habe ich es die halbe Nacht getrieben, bis ich gegen Mitternacht

vor lauter Weinen und Klagen in einen tiefen Schlaf verfiel. Wie lange ich so geschlafen habe, weiß ich nicht; aber auf einmal ist es mir, als ob ich meines Vaters Stimme neben mir vernähme, und der spricht:

„Siehst Du, Eisik, das alles haben wir Deiner Brille zu verdanken. Daß Joel Bidschof sich nicht erweichen läßt, und daß ich ins Criminal komme, wer ist daran anders schuld, als Du und deine Brille?“

Mit einem Schrei, den ich noch jetzt höre, bin ich aufgewacht; mein Körper war eiskalt, ein solch' Entsetzen hat mich erfaßt. Die Stimme des Vaters habe ich so deutlich vernommen, daß ich selbst, als ich aufgewacht und zur Besinnung gekommen war, nicht glauben wollte, daß ich geträumt hatte. Aber es war nur meine eigene Stimme gewesen, die Stimme meiner eigenen Seele, die während meines Schlafes mit sich selbst gesprochen hatte. Ich konnte nicht mehr einschlafen. Die Worte meines Vaters, die eigentlich meine eigenen waren, tönten mir immer wieder in den Ohren. Ich mit meiner Brille war also wirklich schuld! Das ist mir jetzt nach und nach immer klarer und heller geworden. Und je deutlicher sich mir die ganze Narrethei mit der Brille vorstellte, desto mehr ist meine Verzweiflung gewachsen. Wenn ich in dieser Nacht nicht grau und weiß geworden bin, so ist das

ein Wunder. Aber um zwanzig Jahre wenigſtens bin ich älter geworden in dieſer Nacht.

In der Stille dieſer Verzweiflung, die kein Auge geſehen hat, als der heilige Gott im Himmel, bin ich zu einem neuen Leben erwacht. Ich hab' es geſpürt, wie eine eigene Kraft durch meinen ganzen Kopf gefloſſen iſt, wie es ſtoßweiſe vom Herzen zum Kopfe hinaufarbeitete. Dann bin ich ruhiger geworden. Etwas Merkwürdiges war mit mir vorgegangen. Eine Demuth war über mich gekommen, wie ich ſie niemals gekannt hatte. Joel Bidſchof hatte Recht, wenn er mich ſo behandelte. Was mußte ich, der junge unerfahrene Menſch, mit ſolcher Frechheit zu ihm kommen? Mit der Brille auf der Naſe ihn bereden, daß er ſich mit meinem Vater ausgleichen ſollte? Aller Stolz und Narrethei war von mir gewichen; jede erlittene Kränkung hat in mir geſchwiegen. Joel Bidſchof hat an dir nur gethan, wie du es verdient haſt, ſchrie ich immerfort. Und nicht ich war der Beleidigte und Gekränkte, ſondern er! Da fragte ich mich: Was iſt jetzt zu thun? und wie eine Gottesſtimme ertönte es in mir: Thu' Buße und geh' Joel Bidſchof um Verzeihung bitten!

Ja, abbitten! Wie der Gedanke einmal in mir ſich gemeldet hate, da ließ er auch nicht mehr von

mir. Das Einzige, was mir ſchien, daß ich noch thun könnte, war, daß ich zu Joel Bidſchof gieng und ihn, als den Beleidigten, um Verzeihung bat. So weit war es mit mir gekommen! Und wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm, ſo habe ich nach dieſem einzigen Mittel gegriffen, um mir Recht zu verſchaffen. Dabei hat mich eine Freude ergriffen, als ſollte ich an etwas beſonders Angenehmes gehen. Ich habe den Morgen kaum erwarten können; denn es ſtand feſt in mir, Joel Bidſchof abzubitten.

Wie neu erwacht, habe ich mich in aller Frühe, als es Tag geworden war, an Gott gewendet. So wie damals habe ich dann niemals mehr im Leben gebetet. Jedes Wort unſerer heiligen Sprache iſt mir beſonders wichtig, und für meine Lage berechnet vorgekommen. Inzwiſchen war es heller Tag geworden, und ich mit dem „Oren“ fertig. Jetzt habe ich die Thüre nicht mehr aufgeriſſen; ich habe mich ja nicht mehr rächen wollen. Langſam und gefaßt, wie ein müder Menſch bin ich durch die Gaſſen gegangen. Die Brille hatte ich zu Hauſe gelaſſen!

„Iſt Rebb Joel Bidſchof zu Hauſe? habe ich wieder gefragt. Er war eben aus „Schul“ zurückgekommen und man zeigte mir die Thüre zu ſeiner

Stube. Da ist er wieder wie gestern, mit dem Rücken mir zugewendet, an seinem Schreibtische gesessen und hat Geld gezählt.

„Guten Morgen, Rebb Joel;“ sag' ich fast unhörbar. Er dreht sich nicht einmal um, und schreit nur mit seiner Fistelstimme:

„Den guten Morgen zurück.“

Was ich jetzt weiter reden sollte, war mir in diesem Augenblicke ganz unbewußt. Ich weiß nur, daß ich dagestanden bin und kein Wort aus der Kehle herausgebracht habe; sie war mir wie zugeschnürt. Nach einer guten Weile ruft Joel, ohne sich umzuwenden:

„Wer bist Du, und was willst Du?

„Ich bin's, Rebb Joel,“ sage ich und ein Thränenguß stürzt mir aus den Augen. Da dreht sich Joel Bidschof um und schreit:

„Bist Du nicht Anschel Maier's Sohn?“

Ich konnte vor heftigem Weinen nicht antworten; er aber springt auf, gerade so wie gestern, und springt auf mich zu, als wollte er mir ein Leids anthun.

„Was willst Du wieder?“ schreit er, „habe ich Dir gestern nicht die Thür' gewiesen?“

Aber ihm selbst vergeht jetzt jedes Wort; auf einmal hält er ein, wie wenn ihm die Stimme versagt hätte, und sieht mich wieder mit seinen stechenden Au-

gen an. Da ſchlägt er die Hände über einander und ruft ganz erſchrocken:

„Jüngel, biſt Du wirklich Anſchel Maier's Sohn? Um Gottes willen, wie ſiehſt Du aus! Biſt Du über Nacht im Grab gelegen?“

Gott der Lebendige weiß, was in dieſem Augenblicke mit Joel Bidſchof vorgegangen iſt; er war aber wie verändert. Ich konnte nur ſchluchzen; wenn ich reden wollte, erſtickte mich faſt der Krampf.

„Biſt Du krank, Jüngel? ruft er dann und faßt mich bei der Hand. Da endlich bricht's aus mir mit großer Anſtrengung heraus:

„Verzeihen Sie mir, Rebb Joel!“ und kaum habe ich das Wort geſprochen, ſpringt Joel Bidſchof von mir zurück und ſtarrt mich mit ſeinen Augen an. Die aber waren jetzt nicht mehr ſo funkelnd; etwas beſonders Mildes hat daraus geblickt.

„Biſt Du wirklich Anſchel Maier's Sohn, der geſtern bei mir geweſen iſt? Ich erkenn' Dich ja gar nicht mehr! Und die Brill' haſt Du auch ausgezogen!“

Joel Bidſchof ſelbſt konnte kaum reden, er mußte ſich von mir abwenden. Nach einer guten Weile dreht er ſich wieder zu mir um, und ein ganz anderer Menſch iſt vor mir geſtanden. Joel Bidſchof hat Thränen im Auge gehabt. Da nimmt er mich wieder bei der Hand:

„Jüngel," sagte er weich, Du sollst sehen, daß ich nicht der hartherzige Mensch bin, für den Du mich wahrscheinlich gehalten und verflucht hast. Ich seh' Dir's an, mit Dir ist eine große Veränderung vorgegangen. Gestern als Du bei mir eingetreten bist mit deiner kecken Miene und mit der Brill' auf der Nas', da war ich ergrimmt gegen Dich und wärest Du vom Himmel gekommen, Du hättest bei mir nichts ausgerichtet. Heute aber erkenne ich Dich nicht mehr; Du bist demüthig geworden, mein lieb' Jüngel, und hast deine Brille ausgezogen! Dafür sollst Du sehen, was Joel Bidschof vermag! Nicht nur, daß ich von deinem Vater jeden Vergleich annehme, den er mir vorschlägt, sag' ihm auch, Joel Bidschof stellt ihm sein ganzes Vermögen zur Verfügung, damit er sich wieder aufhelfe, und wenn er Dich fragt: Wie so hat Joel Bidschof sich so schnell geändert, so sag' ihm, weil Du die Brill' ausgezogen hast! . . ."

Was soll ich weiter verzählen?

Wie ich nach Hause gekommen bin? was mein Vater dazu gesagt hat? So etwas läßt sich nur erleben. Genug, Joel Bidschof hat treu und redlich sein Wort gehalten, der Vater hat sich wieder aufgeholfen, und ich bin ein tüchtiger Geschäftsmann geworden. Sie kennen mein gutes Weib, Gott soll mir sie noch lange

erhalten. Sie ist das Mädchen, das mir das erste Mal die Thüre zu Rebb Joels Stube gezeigt hat. Sie ist Rebb Joel Bidschof's Tochter, mit dem der Friede sei!

Das Alles ist geschehen, weil ich meine Brille ausgezogen habe. Die Brille hab' ich noch; aber gebraucht hab' ich sie seit jener fürchterlichen Nacht nicht mehr. Von da an schreibt sich mein Spruch her. Sie werden ihn jetzt verstanden haben, Herr Prediger!"

Tief bewegt drückte der junge Mann meinem alten Rebb Eisik die Hand.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Rebb Eisik," sagte er milde, „ich werde sie mir merken, diese Geschichte von Ihrer Brille."

Roßhaar.

Mein Vetter Schmul — warum soll ich ihn „Rebb" Schmul nennen, wenn ich es nicht anders gewöhnt bin? — mein Vetter Schmul also, ist „auch einer von den Alten." Er ist nun gerade so alt, daß der roßhaargepolsterte Lehnstuhl, worauf er mit Ausnahme der Nacht und des Morgengebetes den ganzen Tag verbringt, nur um einige Jahre etwas voraus hat, was übrigens nicht zum Nachtheil jenes guten, alten, roßhaargepolsterten Lehnstuhls gedeutet werden darf. Die Mutter meines Vetters Schmul, die meine Großmutter war, erinnerte sich „als wenn es heute geschehen wär'," daß dort, auf dem guten Lehnstuhl nähmlich, schon ihr Vater saß, wenn er am Freitag Abend aus der Synagoge heimgekommen, die Kinder zu sich berief, um sie zu segnen! Weitere biographische Notizen sind nicht vorhanden über diesen Familienhausrath, der bei uns zu Hause ehrwürdig und Achtung gebietend ist, wie sonst etwas in der Welt,

ja faſt eben ſo ſehr, als der langjährige Inhaber desſelben — mein Vetter Schmul.

Dennoch kann ich es nicht verbergen, daß ich jenem guten alten Lehnſtuhl etwas ſehr Schlechtes nachzureden habe, was mir ſchon lange auf dem Herzen liegt!

Es war nämlich immer für eine ausgemachte Sache gehalten worden, daß die Füllung des Lehnſtuhles (von der es doch unläugbar abhängt, ob man gut ſitzt) vollſtändiges, auf einem Pferde gewachſenes „Roßhaar" ſei, und ich ſehe noch immer das ſpöttiſche Lächeln um die Mundwinkel meines Vetters Schmul, mit dem er einſt ein neues Sopha betrachtete, das ſich ſein Sohn, der ſo eben geheirathet, zur „Ausſtattung" angeſchafft hatte.

„Nicht werth, daß ſich eine Katz' d'rauf ſetzt," meinte der Vetter damals in ſeiner merkwürdig kurzen Ausdrucksweiſe. „Kuhhaar und nicht Roßhaar" ſetzte er dann mit einer Verachtung in Ton und Geberde hinzu, die mir unvergeßlich bleiben wird.

Später wurde dieſes Sopha ein förmlicher Gegenſtand ſeines Haſſes, und wenn er es zum Gegenſtand ſeiner Betrachtung erhob, was jedesmal geſchah, wenn ſich irgend ein Beſuch, namentlich am Sabbat und an Feiertagen darauf breit machte, ſo konnte er ſogar

gesprächig werden, wie ein altes Uhrwerk, das nach langer Zeit wieder einmal aufgezogen wird. So meinte er einmal, in einer Anwandlung langverhaltenen Grimmes auf das unglückselige Sopha:

„Alles verändert sich und die Welt wird alle Tage schlechter und schlechter. Was heut Kupfer ist, war in „meiner Zeit" Gold, und was heut Roßhaar, das hat man in „meiner Zeit" Kuhhaar geheißen. Aus meiner Urbabe (Urgroßmutter) ihrer goldenen Haube, da habe ich anno 9, wie dieschwarzen Bankozettel auf der Welt waren, neun Dukaten schweres Gold herausbekommen und aus dem Hochzeitskleid meiner Mutter, da hab' ich erst vor zehn Jahren eine Decke für die Thora machen lassen und sie sieht noch immer wie „neu" aus. Nicht werth, daß sich eine Katz d'rauf setzt," schloß er dann mit einem plötzlichen Übergang auf das unglückliche Sopha, „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! Wenn in dem ganzen „Gestell" nur ein halb Loth Roßhaar ist, will ich gar nicht Schmul heißen."

Eine dunkle Sage, die sich geheimnißvoll wie ein ächtes Mährchen in unserer Familie erhalten hat, will wissen, man habe den Vetter Schmul eines Abends, als die Lichter in der Stube noch nicht angezündet waren, so also in der Dämmerung, mit einem blinkend scharfen Messer vor dem Sopha stehen gesehen.

Es sei ein fürchterlicher Anblick gewesen, wie der Vetter dagestanden sei in der ungewissen Helle des Abends und mit dem Messer hin und hergefahren habe, nicht anders, als wollte er es in ein rothes Leben hineinstoßen und wie seine „Schnur," die gerade ihr Kind säugte, einen so schrillenden Schrei ausgestoßen, daß ihr fast der Säugling entsunken sei. Drauf habe der Vetter Schmul freilich das Messer weggelegt; durch die geschlossenen Lippen habe man aber deutlich die Worte durchgrollen gehört:

„Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! nicht ein halbes Loth Roßhaar dabei."

Guter Vetter Schmul! Du liebgewordene Erinnerungssäule aus dem Schutte längstverklungener und begrabener Tage! Warum mußte ich eines Tages, nach neugieriger Kinder Art, wissen wollen, was den Inhalt deines hundertjährigen Freundes, des guten alten Lehnstuhls ausmachte? Welcher böse Geist leitete den kleinsten meiner Finger, daß er sich durch die durchscheinend schwache Lederbedeckung mit merkwürdiger Kühnheit bohrte, bis er auf den Grund der Sache und ein kleines Büschel der roßhaarenen Füllung triumphirend zum Vorschein kam?

„Vetter!" rief ich, „sieht Roßhaar so aus?"

Und ich sehe ihn noch, den Vetter Schmul, wie

er mir hastig das Büschel „Roßhaar“ aus der Hand reißt, es hinter sich wirft, als sei es brennender Schwefel, und mit einer Stimme, die mir noch in den Ohren klingt, zornig ruft:

„Marsch, marsch fort von mir und unterstehʼ dich nicht, an den Stuhl da nur anzurühren. Du bist dann keine Stunde deines Lebens sicher vor mir.“

Als ich nun erschrocken und zerschmettert von der Wucht seiner, zum ersten Male hart gewordenen Worte bebend und mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand, wendete er sich von mir ab, und ich höre ihn deutlich, als wenn es heute geschehen wäre, durch die Lippen murmeln:

„Das Bissele Kuhhaar! Gott der Lebendige weiß, wie das nur hineingekommen ist. Es ist doch lauter Roßhaar!“

Aber noch am selben Tage mußte „Hirsch Schneider,“ da es keinen Tapezierer im Umkreise von acht Meilen gab, einen großen ledernen „Fleck“ (er gab dem Stuhle eine merkwürdige Ähnlichkeit mit dem Pflaster auf dem Gesichte eines Invaliden) auf die durchbohrte Stelle darauf nähen, und nie sah man den Vetter Schmul seit jenem Tage anders, als mit dem Rücken die freilich geheilte Wunde seines Lieblings bedecken. — —

Das Sopha hatte nun freilich von da an „Ruhe“ vor den üblen Nachreden und Verläumdungen des Vetters Schmul; es war nun kein Gegenstand seiner stillen Verachtung mehr und ich glaube sogar, er hätte die schwarze Katze nicht fortgejagt, wenn sie darauf sich niedergelassen hätte — aber ob der geoffenbarte Inhalt seines Sitzes nicht einen merkwürdigen Abschnitt in seinem Leben bildet, ob ihm von da an nicht mancher andere Inhalt „seiner Zeit“ als „Kuhhaar“ erschien? Es hat fast den Anschein, als ob diese Wendung eingetreten wäre; bestimmt kann ich es nicht versichern, denn mir stehen nur schwache Vermuthungen zu Gebote.

Das ist aber auch Alles, was ich dem guten alten Lehnstuhl meines Vetters Schmul Schlechtes nachzureden habe, und es ist mir fast, als hätte ich nicht nur etwas Schlechtes nachgeredet, was sonst nicht in meiner Natur liegt, sondern auch gethan. Ich habe das Geheimniß jenes großen ledernen „Fleckes“ verrathen und die ganze lebende Welt weiß es nun, daß der Vetter Schmul auf — Kuhhaar statt auf Roßhaar sitzt! Sonst liebe und verehre ich den alten Lehnstuhl, wie ich ihn immer geliebt und geehrt habe, und bei den Geistern meiner Jugend! könnte der Vetter sich nur einen Tag lang entschließen, seinen Sitz auf dem still verachteten Sopha zu nehmen — der Inhalt seines Lehnstuhles sollte

dann eine Wahrheit werden, die er während seiner hundertjährigen Existenz nicht hatte — nämlich Roßhaar! —

Der lederne Fleck! Ich weiß es nun, warum ich da, statt von meinem Vetter Schmul zu reden, vom Hundertsten ins Tausendste hineingerathen und gerannt bin, daß ich aus dem Gewirre fast nicht herauskann. Der lederne Fleck! Er steht vor meiner Erinnerung noch so frisch ledern da, wie ihn Hirsch Schneider in unglückseliger Stunde damals auf die Wunde des Lehnstuhls genäht, er gleißt mich so verlockend an, daß ich aus seinem Banne schier nicht herauszukommen vermeine: O! du kleinster meiner Finger! welch schweres Unheil hast du angerichtet!

Ich nannte meinen Vetter Schmul auch „Einen von den Alten."

Das ist er denn auch und so recht aus voller Seele, wenn auch vielleicht nicht ganz in der Bedeutung, wie sie den Meisten vorschweben mag.

Ihr stellt Euch einen schwachen, gebrechlichen Greis vor, der sich nur mühsam auf den alten Knochen aufrecht erhält; — aber fragt Euch selbst, unparteiisch und gewissenhaft, ob Ihr jemals es dahin bringen werdet, eine halbe Stunde lang im Gebethe der „achtzehn Segnungen" auf Euern Füßen zu stehen? Ihr

meint, mürriſch ſei ſein Antlitz, trocken und dürre ſein Wort, ſtrenge ſein Auge — aber Ihr habt ihn nie mit ſeinen Enkeln ſpielen geſehen! Ihr meint dunkle Flüche über ſeine Lippen gleiten zu hören, wenn irgend etwas im Hauſe aus dem alten Gleiſe geräth, wenn der kleine Enkel etwa mehr als drei Ellen weit baarhaupt läuft, oder wenn das Kind einmal vergißt, auf das zugeklappte Gebetbuch einen Kuß zu drücken, oder am Sabbat es ſich beikommen läßt, den Duft einer friſch gebrochenen Blume zu riechen? und Ihr habt es nie gehört, wie er am Abend, wenn das Kind vor lauter Schlaf ſein Nachtgebet „überſchluppert," ihm leiſe und faſt unmerklich das Buch aus der Hand zieht und mitleidig ſagt: „Geh lieber in dein Bett, Schimele." Ihr habt es nicht vernommen, was er zu mir ſelbſt ſagte, als ich ein achtjähriger Knabe, am heiligen Jom-Kipur vor lauter Faſten und Hunger ſchon in aller Frühe es nicht „aushalten" konnte, daß er mir nämlich in die Ohren raunte:

„Geh in meine große Stube und mach' die Schublad' vom Tiſch auf, da find'ſt du etwas drin" — und daß es ein tüchtiges Stück Kuchen war, worin wundervolle Roſinen ſtacken.

Alſo ſo „Einer von den Alten," wie Ihr etwa meint, iſt mein Vetter Schmul nicht. Er iſt kein

„Finſterling," wie ſie in neuerer Zeit die Leute nennen, die gern ein Fenſter verhängt haben, damit ihnen die „Sonne des Fortſchrittes" nicht gar zu grell in die Augen ſteche, aber er iſt auch kein „Min" oder Heuchler, Ihm iſt im Gegentheile die Welt nicht licht, nicht duldſam und freundlich genug. Nicht was die Leute um ihn herum thun oder unterlaſſen, regt ihn auf, macht ihn verdroſſen oder läßt ihn nach abgeſtorbener Männer Art, dem jüngeren Nachwuchs hindernd in den Weg treten. Nur mit der Zeit, die ſolche Menſchen hervorgebracht, nur mit jenem Geiſte unſerer Tage, der ihm unſichtbar und ſichtbar überall entgegen tritt, ſteht er in immerwährender Oppoſition. Er kann ſich die Zerſtörungsluſt dieſes Geiſtes nicht erklären; er begreift nicht, warum die Menſchen dieſer Zeit beſtändig die ſcharfe Axt in ihren Händen ſchwingen. Aber keiner ahnt es auch beſſer als er, daß wir, die Jüngern unter dem überwältigenden Einfluße einer Macht ſtehen, die uns die zerſtörende Waffe aufdrängt. Er hat einen Ausdruck für unſere Zeit, der mir nicht beſſer ſeine Stimmung zu bezeichnen ſcheint; wenn er auf die „jetzige Welt" zu ſprechen kommt, meint er kurz und gedrängt: „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar," und wirft dabei einen Blick auf das unglückſelige Sopha, den man ſtudirt haben muß, um

alle unſeren Zeitungen und Bücher gründlich verachten zu lernen.

„Kuhhaar, nichts als Kuhhaar!“

Wenn ich klug ſein wollte, brauchte ich nun eigentlich gar nichts mehr über meinen Vetter Schmul zu reden; denn in dieſen wenigen Worten, namentlich wenn er ſie auf ſeinem Lehnſtuhl ſpricht (der lederne „Fleck“ Hirſch Schneiders darf aber dabei nicht ſichtbar ſein) erſchöpft ſich ſeine ganze Philoſophie, ſeine Oppoſition, ſein Groll. Sie ſind die Aufſchrift ſeines Lebens; ſie werden nur verlöſchen, wenn er ſelbſt erliſcht.

Guter Vetter Schmul! Es durchzuckt mich ſchon in dieſem Augenblick eine ſchmerzliche Empfindung, und ich fühle, wie ſich etwas in mein Auge drängt, wenn ich daran denke, wie ſie eines Tages deinen hundertjährigen Liebling zerreißen, durchbohren, zerſtücken und zerfleiſchen, und welche Offenbarungen dann zum Vorſcheine kommen werden. Aber du wirſt dann den Schlaf der Gerechten ſchlafen, du wirſt dann neben deiner Channa ausruhen, neben deren Grab du ſchon bei deinen Lebzeiten einen Pflock eingeſchlagen haſt, damit ſie ja nicht vergeſſen, dich dorthin zu legen — und es wird Alles gut ſein! —

Ich will jetzt einen Zug aus dem Leben meines Vetters Schmul anführen, damit der freundliche Leſer doch erfahre, was meinem Vetter eigentlich am meiſten „Kuhhaar“ in unſerer Zeit iſt. Denn bis jetzt habe ich, durch mannigfache Erinnerungen und Gefühle feſtgehalten, noch nicht Zeit gehabt, die eigentliche Natur dieſes „Kuhhaars“ gründlich darzuthun.

Mein Vetter Schmul iſt namentlich mit der Erziehung der „jetzigen Welt“ ſehr unzufrieden, trotzdem er, im Vertrauen geſagt, ſeine kleinen Enkelchen — noch einmal im tiefſten Vertrauen — faſt verzieht. Klein Schimele ſpringt ihm, wie das längſt kein Geheimniß mehr iſt, „auf dem Kopf herum,“ und könnte durch ihn, wenn es einmal den Einfall haben wollte, die goldene, am Himmel ſo feſt ſtehende Sonne in die Stube hereinbekommen. Vetter Schmul trägt es beſonders der jetzigen Welt nach, daß ſie nicht genug zum „Plagen“ erzogen werde, daß man den Kindern das Leben zu ſehr erleichtere und die Eltern ſich ihr Herzblut abzapfen, damit die Kinder nicht durſtig werden. In dieſer Beziehung iſt er unerbittlich — bis auf das kleine Schimele, das er, ein ſiebzigjähriger Greis, durch alle Stuben bis an das Kämmerlein trägt, um es zu Bett zu legen.

„Aber Vetter,“ entgegnet man ihm zuweilen, wenn

. er auf dieſes Thema zu ſprechen kömmt, „die Welt iſt heut zu Tage geſcheidter geworden, warum ſoll ſie ſich plagen und „das Leben herunterreißen,“ wenn es „ſo“ auch geht? Biſt du vielleicht fett und dick davon geworden, daß du in deiner Jugend dich geplagt nnd dir das Leben heruntergeriſſen haſt? Die Welt iſt geſcheidter geworden, Vetter, du willſt's nur nicht glauben.“

„Kuhhaar,“ entgegnete er ſtets darauf mit ärgerlichem Achſelzucken. „Meine Zeit hat auch zugebiſſen, wenn man ihr den Finger ins Maul geſteckt hat. Bin ich vielleicht darum ein ſchlechter und verdorbener Menſch geworden, weil mich mein Vater (ſein Andenken ſei gelobt!) zweimal hinter einander nach Prag geſchickt hat, weil ich zwei Eiſenſtangen weniger hab' eingekauft?“

„Vetter, was iſt's mit den zwei Eiſenſtangen?“ mußte man ihn dann jedesmal fragen, wenn man ihn im Zuge erhalten wollte, trotzdem die Geſchichte uns ſchon ſo geläufig war, wie das Nachtgebet, und dann erzählte er gewöhnlich:

„Zu derjenigen Zeit, wo das geſchehen iſt, war ich erſt fünfzehn Jahr' alt und hab' mich ſchon plagen müſſen in meines Vaters Dienſt. Meint ihr, er iſt alt und ſchwach geweſen, hat ſich nicht rühren können vom Fleck und hat keine Kraft in ſeinem Leib

gehabt? Da irrt ihr Euch gewaltig. Er hätt' können einen Ochsen aufheben mit Einer Hand und er hätt' es auch nicht gespürt, so stark ist er gewesen. Aber auf denselben Stuhl, wo ich jetzt sitze, da hat er sich schon in seinem vierzigsten Lebensjahr hingesetzt, und hat sich von dort nicht weggerührt, es hätt' können die Welt seinetwegen zusammenbrechen. Er hat gut gegessen und gut getrunken und die Kinder haben indessen für ihn zu sorgen gehabt. „Umsonst sind sie vielleicht auf der Welt?" pflegte er gewöhnlich zu sagen, „ihr Vater hat sich vielleicht nicht für sie geplagt, wie sie jung waren? Jetzt ist die Reih' an sie gekommen." Ich, meine Kinder, als der Älteste, bin auch der Vorderste in der Reih' gewesen, und weil die anderen Brüder, eure Väter, noch zu nichts haben gebraucht werden können, hab' ich das ganze Haus müssen erhalten, und war doch noch selbst ein Kind."

„In derselben Zeit, von der ich rede, hat mich mein Vater (dem der Friede sei!) zum ersten Male um Eisen nach Prag geschickt. Wißt ihr denn, was damals geheißen hat, nach Prag um Eisen geschickt zu werden? Mein Ephraim, der setzt sich heut zu Tage auf die Eisenbahn auf und ist am andern Tag gesund und wohlbehalten wieder zurück. Zu meiner Zeit, da hat man eine ganze Woche dazu gebraucht,

und hat man erſt nicht gewußt, ob man lebendig nach Hauſe kommt. Im Brandeiſer Wald, wo man hat durch müſſen, da haben drin Räuber geſteckt mit langen Meſſern und Flinten, und Gott der Lebendige allein weiß, wieviel Blut dort an den Bäumen klebt. In Brandeis auf dem „guten Ort," gleich neben der Mauer, da liegt Rebb Koppel Winterberg aus Bunzlau den haben ſie dort im Walde todt gefunden und war keine Geldkatz' mehr umgeſchnallt. Drum haben die Leute, die damals nach Prag gegangen ſind, früher ihre Kinder verſorgt, haben Teſtament gemacht und früher gefaſtet, und haben ſich auf den Tod vorbereitet."

Am Abend eines Sabbats, kurz vor dem Schlafengehen, ſagt' mein Vater: „Schmul, mach dich fertig, du mußt morgen in der Frühe nach Prag um Eiſen fahren; ich will diesmal daheim bleiben."

„Wie meine gute Mutter das hört, thut ſie einen Schrei, daß das Haus davon erzittert. „Biſt du ſinnedig," ruft ſie zu meinem Vater, „oder haſt du deinen Verſtand verloren, Salme? Das Jüngel willſt du mitten durch den Brandeiſer Wald ſchicken und fürcht'ſt nicht, daß du dich an Gott verſündigſt?"

„Schmul," ſagte mein Vater ruhig da drauf, „mach dich fertig, morgen in aller Frühe fahrſt du nach Prag."

Meine gute Mamme hat's aber nicht zugeben wollen und hat geweint und gejammert, aber der Vater iſt hart wie ein Stein geblieben, und nur, wenn es zu arg geworden iſt, hat er gemeint:

„Iſt das Kind für nichts da auf der Welt? Ich hab' mich vielleicht noch nicht geplagt? hab' mir's noch nicht ſauer laſſen werden? Schmul, du mußt nach Prag."

„Meine gute Mamme hat nichts ausgerichtet, als daß der Vater (mit dem der Friede ſei) geſchworen hat bei ſeinem Leben, daß ich nach Prag müſſe. Da hat ſie geſchwiegen. Hätt' ſie ihn denn ſollen ſchwören laſſen bei ſeinem Leben? Aber in der Nacht wie ich ſchon im Bette gelegen bin, iſt ſie zu mir gekommen, hat ſich heruntergebückt zu mir und mich geküßt und dabei geweint.

„Schmul," hat ſie geſagt, „mit dir wird Gott ſein, leg' nur alle Tage fleißig Tephilin, und wenn dir etwas, Gott ſei davor, zuſtößt, ſo ſag' nur „Schmah Jisroel," und verlaß dich auf den Einzigen im ſiebenten Himmel." —

„Am frühen Morgen fahr' ich richtig nach Prag. Gott hat mich geſchützt und geſchirmt mit ſeiner ſtarken

Hand und mit der Gewalt seiner Wunder, und ich bin glücklich durch den Brandeiser Wald hindurchgekommen und ist mir kein Haar auf dem Kopf gekrümmt worden. So hab' ich nach fünf Tagen Prag gesehen, allwo ich den Einkauf von Eisen besorgt habe. Dann bin ich wieder fort und Gott hat auf's Neue mich beschützt und geschirmt, daß ich ohne Räuber mit Messern und Flinten nach Hause bin gekommen. Wie hat die gute Mamme aufgeschrien! wie hat sie geweint und gelacht, daß man schier meinte, sie hätte den Verstand verloren! Mein Vater aber hat gesagt: „S'Gotts willkumm, Schmul, hast du Alles gut bestellt?"

„Ja," sag' ich.

„Ich werd' sehen," meint er drauf. Der Wagen wird abgepackt, und wie der Vater (mit dem der Friede sei) die Stangen Eisen nachzählt, sagt er: Da fehlen zwei Stangen, Schmul, wo sind die?"

„Ich muß sie vergessen haben, Vater," sag' ich d'rauf.

„Vergessen?" schreit der Vater, „hab' ich vergessen dir essen und trinken zu geben bis zu deinem fünfzehnten Jahr? Augenblicklich setzt'st du dich wieder auf und fahrst nach Prag und bringst mir die zwei Stangen Eisen."

„Am Jom Kippur ist nicht so geweint und ge-

schrieeen worden, wie meine gute Mutter an dem Tage geweint hat. Wißt ihr aber, was geschehen ist? Der Vater hat darauf bestanden, daß ich augenblicklich nach Prag zurückeilen müsse um die zwei Stangen — und ich bin wieder fortgefahren. Meine Mutter hab' ich noch lang hinter mir weinen gehört."

„Es war merkwürdig, daß ich mich diesmal weit mehr vor dem Brandeiser Wald gefürchtet habe, als das erste Mal. Hinter jedem Baum ist ein Räuber gestanden mit der geladenen Flinte, und wie ein Blatt geraschelt hat, hab' ich „Schmah Jisroel" gesagt. So bin ich, aber fast nicht lebend, nach Prag gekommen, habe die zwei Stangen Eisen gefunden und mitgenommen, und bin darauf wieder nach Hause gefahren. Meine gute Mamme muß fleißig für mich geort (gebetet) haben, denn Gott hat mich wieder zurückgebracht, mit sammt den zwei Stangen, und war mir kein Leid geschehen. Die gute Mamme."

Wenn der Vetter Schmul diese Geschichte erzählt hatte, dann herrschte gewöhnlich tiefes Stillschweigen in der großen Stube. Dann war es besonders meine gute und sanfte Muhme Mirl, mit den braunen Augen, die zornig ausrief:

„Hat man das in seinem Leben gehört, daß man ein fünfzehnjähriges Jüngel mitten durch den Brandei-

ſer Wald, durch Diebe und Räuber, und zweimal hintereinander ſchickt, weil ein Paar lumpige Stangen dort ſind vergeſſen worden? Pfui über jene Zeit! die Väter ſind ja gar keine Menſchen geweſen! wilde Wölfe ſind es geweſen, und die Zeit, meinſt du, Schmul, iſt die gute geweſen? Iſt das einem Vater von jetzt möglich?

„Kuhhaar,“ meinte dann Vetter Schmul gewöhnlich, konnte ſich aber da eines merkwürdigen Lächelns, das faſt wie Zuſtimmung ausſah, nicht enthalten. „Kuhhaar, nichts als Kuhhaar! Hat es vielleicht mir etwas geſchadet? Mein Vater (mit dem der Friede ſei) hat's doch gut mit mir gemeint.“

„Und du möcht'ſt und könnteſt wohl das Nämliche thun?“ fragte die herrliche Muhme Mirl mit hochgerötheten Wangen.

„Kuhhaar,“ entgegnete er dann halb ärgerlich, halb lachend, und wendete ſich, um keine Antwort zu geben, zur Seite.

Und dann nahm er gewöhnlich ein großes Stück Zucker, den er zu jeglichem Behufe allzeit in der linken Weſtentaſche trug, rief ſein klein Schimmele zu ſich und ſtopfte es ihm in den Mund, ohne ein Wort weiter zu verlieren. —

War das vielleicht auch eine Antwort?

Die Schweigerin.

Aus einem hell erleuchteten Hochzeitshause in der „Gasse“ drang lauter Jubel in die Nacht hinaus. Frühlingswarm, aber finster und voll leiser Regenschauer war diese Nacht, recht wie sie zu einer Feier paßt, die zwei sehnende Menschenleben einem Geschicke entgegengeführt, das sonnig ihnen aufgehen kann, wie ein schöner Tag, aber auch bewölkt und düster — für eine lange, lange Zeit! Was sie aber da oben lustig und wohlgemuth waren, die Leute jener fröhlichen alten Zeit! Sie hatten Leid und Drangsal gleich uns, und wenn das Unglück sie heimsuchte, hatte es für sie keine weichen Unterlagen oder zärtliche Händedrücke. Rauh und hart, mit geballter Faust griff es sie an. Aber wenn ihnen das Herz in Lust aufging und sie sich freuen wollten, da waren sie wie Schwimmer in kühlender Wasserflut. Sie warfen sich frisch und muthig hinein, und ließen sich von dem Strome tragen, wohin er, nicht aber wohin sie verlangten. Darum

drang ein solches Aufjauchzen, aber auch solch unbesonnen lautes Ausströmen aller Lust, deren die Seele nur mächtig ist, aus jenem Hochzeitshause. „Und wenn ich wüßt',“ hatte der Brautvater gesagt, der reiche Ruben Klattauer, „daß der letzte Böhm' aus der Tasche heraus muß — er muß heraus.“ In der That hatte es ganz den Anschein, als habe wirklich der letzte Groschen Flügel bekommen und gehe in Gestalt hoch aufgethürmter Schüsseln mit Gänsen und Torten herum. Seit zwei Uhr, also seitdem die Trauung auf offener Straße vollzogen ward, bis nahe an die Mitternacht dauerte bereits die Mahlzeit, und noch immer liefen die „Sarvers“ oder Aufträger aus einer Stube in die andere. Es war, als sei ein doppelter Segen in all' diese Fülle von Getränken und Speisen gekommen, zuerst, daß sie sich nicht zu erschöpfen schienen, dann, daß sie sich noch immer neuen Raum fanden, um sich unterzubringen. Freilich trug zu dieser merkwürdigen Eßlust ein winziges, ganz unbedeutendes Männlein bei, auf das man aber nichts desto weniger stark gerechnet hatte. Man hatte nähmlich eigens aus Prag den bekannten „Leb Narr“ verschrieben, und wann hatte eine noch so griesgrämige Miene, ein noch so verbittertes Herz sich dagegen gesträubt, aufzuthauen und aufzulachen, wenn Leb Narr seine

Schnurren trieb? Du bist jetzt todt, guter Narr, deine Lippen sind geschlossen, die immer einen Witz in Bereitschaft hatten, dein Mund spricht nicht mehr, der niemals stille stund; aber wenn alle die herzlichen Lachtöne, die einst auf dein Geheiß mitten aus den Seelen hervorquollen, für dich als Fürbitter an Gottes Throne standen, so hattest du nichts zu befürchten, und die Seligkeit der „andern" Welt war dein, wie sie immerhin dem frömmsten Landrabiner gehörte!

In einer der Stuben hatte sich indeß die junge Welt zu einem Tanze zusammengefunden, und eigenthümlich war's, wie die Geigen- und Trompetentöne mit den Schnurren des Pragers zusamentrafen. Hier donnerähnliche Ausbrüche einer Heiterkeit, vor denen den Kerzenflammen auf den Tischen bange ward, dort aber anständiges Drehen und Wenden, verstohlenes Lächeln und Winken, das nur zuweilen in ein lautes Gekicher übergieng, wenn sich ein altes Mütterchen von drüben hereingeschlichen und in einer „Redowak" ihre Kunst versuchte, die die jungen Leute nicht mehr recht anerkannten. Mitten in dem dichten Knäuel der Tanzenden gewahrte man die Braut im schwerseidenen Hochzeitskleide und in der goldenen Haube, deren Spitzen ihr tief ins Angesicht herabhingen. Sie tanzte unausgesetzt fort, sie tanzte mit Jedem, wer sie

aufforderte. Wunderbar sah dies aus, und wer den Bewegungen des jungen Weibes mit aufmerksamem Auge folgte, dem mußten sie hastig, fliegend, beinahe wild vorkommen. Sie sah Niemanden in's Angesicht, nicht einmal ihrem Bräutigam, der zumeist zwischen der Thüre stand, und mehr an den Witzen des Narren Gefallen zu finden schien, als an Tanz und Tänzerinnen. Wer aber dachte darüber nach, warum dem jungen Weibe die Hand glühte, warum ihr Athem so heiß wehte, wenn man ihrem Munde nahe kam? Wen hätte das Wunder nehmen sollen? Schon gieng ein leises Zischeln durch die Gesellschaft, über manche Lippen flog ein verstolenes Lächeln; plötzlich sah man eine Wolke von ältlichen Frauen im Saale erscheinen, die Musik ließ einen ihrer lärmendsten Walzer ertönen — und wie durch Zauberei war die Neuvermählte hinter dieser Wolke verschwunden. Noch war der Bräutigam auf der Schwelle mit blöde lächelnder Miene zu sehen; aber es dauerte nicht lange, so hatte auch er sich entzogen, man hätte fast nicht sagen können, wie es gekommen. Aber die Leute verstehen diese Art Künste aus alter Erfahrung, und werden sie verstehen, so lange es Braut und Bräutigam geben wird.

Dieses Verschwinden der zwei Hauptpersonen gab

aber doch, wie wenig man es zu bemerken schien, das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Der Tanz wurde schläfrig; mit einem Male hörte er wie auf ein verabredetes Zeichen auf. Jetzt begann jener wirre Lärm, der mit dem Aufbrechen so lustiger Hochzeitsgesellschaft verbunden ist; halbtrunkene Stimmen ließen sich nun vernehmen, während anderswo noch ein letztes helles Auflachen über eine Schnurre des Prager Narren über den Tisch hin donnerte. Hie und da suchte Einer, der sich nicht ganz im Gleichgewichte fühlte, die Lehne eines Stuhles oder die Kante des Tisches, und schleuderte dafür eine übriggebliebene Schüssel oder ein Bierglas zu Boden, und während darüber neuer Lärm sich erhob, geschah es einem Andern, der in würdevollem Ernste sich entfernen wollte, daß er über die umhergestreuten Trümmer einen schweren Fall that. Wahrhaft betäubend ward aber dieses Gewirre, als sich Alles zur Thüre drängte, und in diesem Augenblicke schrille Töne, Schmerzensrufe, von der Hausflur heraufdrangen. Da drängte sich die ganze Wucht der Hinausströmenden mit aller Gewalt wieder in die Stuben zurück, und es dauerte eine gute Weile, bis der Strom wieder zurückgedämmt war. Während dem erschollen neue Schmerzensrufe von unten herauf, aber

so durchdringend, daß sie selbst den trunkensten Sinn zur Besinnung brachten.

„Lebendiger Gott," schrieen sie durcheinander, „was geht da unten vor? Ist Feuer im Haus?"

„Fort, fort ist sie," rief eine weibliche Stimme von der Hausflur.

„Wer? wer?" murmelten die Hochzeitsgäste unter einander, und eisiger Schauer hatte die Herzen erfaßt.

„Fort, fort!" schrie das Weib von der Hausflur, und über die Treppe herauf kam Selde Klattauer, die Mutter der Braut, todtblassen Antlitzes die Augen wie aufgerissen vom furchtbarsten Entsetzen, einen Leuchter in der krampfhaft geschlossenen Hand.

„Um Gottes Willen, Selde, was ist geschehen?" rief man ihr von allen Seiten zu.

Die vielen Leute, die sie um sich sah, und die wirren Stimmen, die alle auf sie eindrangen, schienen das arme Weib aus einer Art von Erstarrung zu reißen. Sie blickte unsicher umher, dann als ob sie ein Gefühl von Scham überkommen hätte, das stärker war als ihr Entsetzen, sagte sie gepreßten Tones:

„Nichts, nichts, Leut'! ich bitt' Euch um Gottes Willen, was soll vorgefallen sein?"

Die Verstellung war jedoch zu auffallend, als daß sie damit hätte täuschen können.

„Was schreist Du also, Selde?“ rief ihr Einer aus den Gästen zu, „wenn nichts vorgefallen ist?“

„Sie ist ja fort,“ schrie jetzt Selde mit herzzerschneidendem Tone, „und hat sich gewiß etwas zu Leid gethan.“

Nun erst erfuhr man den Anlaß dieser eigenthümlichen Scene. Die Braut war aus der Hochzeitskammer entschwunden. Als der Bräutigam, kurz nachdem das ihm angetraute Weib auf so geheimnißvolle Weise entführt ward, hinabkam in das dämmerige Gemach, fand er sie nicht, die er suchte. Ihm erschien dies im ersten Augenblicke wie verschämter Scherz — aber da er sie nicht fand, faßte ihn ein geheimnißvolles Ahnen, er rief nach der Mutter seines Weibes. Wehe! dieses Weib war verschwunden!

Nun erst fuhr neue Bewegung in die so seltsam zurückgehaltene Gesellschaft. Da sei nichts zu thun, hieß es von allen Seiten, als das Haus in allen Winkeln nachsuchen; man habe merkwürdige Beispiele von dergleichen Entschwinden einer Braut. Böse Geister lauerten in dieser Nacht auf, und spielten dem Menschen allerlei Zauberspuck vor. So eigenthümlich diese Vermuthung klang, von Vielen ward sie in diesem Au-

genblicke geglaubt, am meiſten von Selde Klattauer ſelbſt; aber auch nur für einen Augenblick. Denn gleich darauf ſchrie ſie: „Nein, nein, meine lieben Leut', ſie iſt fort, ich weiß, ſie iſt fort.“ Den Meiſten ward es erſt jetzt recht unheimlich zu Gemüthe, namentlich den Müttern, die ängſtlich nach ihren Töchtern riefen; nur Wenige zeigten ſich beherzt und meinten, man müſſe ſuchen und ſuchen, und wenn man die Iſer hundertmal umkehren müßte. Sie drängten ſich gewaltſam hindurch, ſchrieen um Fackeln und Laternen, und liefen fort. Die Zaghaften eilten ihnen nach über die Treppe; ehe man ſich's verſah, war die Stube geleert. Unten auf der Hausflur ſtand Ruben Klattauer, und ließ die Leute an ſich vorüber, ohne an irgend Jemanden ein Wort zu richten. Die bittere Enttäuſchung und der Schreck hatten ihn faſt von Sinnen gebracht. Einer der Letzten, der oben in der Stube bei Selde blieb, war merkwürdiger Weiſe Leb Narr aus Prag. Als Alles hinaus war, näherte er ſich der unglücklichen Frau, und mit einem Tone, der ſeltſam zu ſeinem ganzen Weſen ſtimmte, fragte er ſie:

„Sagen Sie mir Frau Selde Leben! hat ſie ihn denn nicht gern genommen?“

„Wer? wer?“ ſchrie Selde mit neuem Entſetzen auf, da ſie ſich mit dem Narren allein ſah.

„Ich mein',“ sagte Leb mit ausdrucksvoller Geberde, indem er sich ganz nahe zu Selde neigte, „ob sich Ihre Tochter vielleicht hat zwingen lassen?“

„Zwingen? haben wir sie denn gezwungen?“ rief Selde und starrte den Narren mit unsicherem Blicke an.

„Dann muß man sie nicht suchen,“ sagte der Narr mit mitleidigem Lächeln und trat zurück, „und besser ist's, man läßt sie dort, wo sie ist.“

Ohne Dank und Nachtgruß war er hinausgegangen. —

Indessen war die, von der alle diese Verwirrung kam, am Ziele ihrer Flucht angelangt.

Hart an die Synagoge ist das Haus des Rabbiners gebaut. Es lag in dem Winkel eines engen Gäßchens, von hohen, schattigen Bäumen umrahmt, schon am Tage unheimlich, bei Nacht für ein furchtsames Gemüth fast unzugänglich, das da fest überzeugt war, man könne aus der Schlafkammer des Rabbiners die leisen Gebete der Todten vernehmen, wenn sie des Nachts die Thorarollen aus der Lade nehmen, und bei ihren Namen sich „aufrufen.“

Durch dieses unbetretene Gäßchen schwebte oder lief vielmehr um diese Stunde eine scheue Gestalt. Als sie an der Rabbinerwohnung angelangt war, blickte sie sich um, ob ihr Niemand folge; aber es war

Alles still und unheimlich um sie herum. Aus der Synagoge drang durch ein Fenster ein fahler Schein, der von der ewigen Lampe vor der Lade herrührte. Ihr aber mochte es in diesem Augenblicke sein, als leuchte sie ein überirdisches Auge an; heftig erschrocken griff sie an den kleinen eisernen Hammer, der an der Thüre hing, und klopfte. Aber der Schlag ihres bewegten Herzens war doch stärker als dieser Schall; er hätte noch jeden lautern übertäubt. Nach einer Weile wurden schleichende Schritte auf der Hausflur hörbar.

Es war noch nicht lange, daß der Rabbiner in diesem stillen Hause wohnte; vor wenigen Monaten hatten sie den fast hundertjährigen Vorgänger begraben. Er war aus weiter Ferne gekommen, ohne Weib und Kind in der Blüte männlicher Jugend, Niemand hatte ihn früher gekannt: aber sein hohes Wesen und die Tiefe seines Wissens ergänzten, was ihm an Würde vieler Lebensjahre abging. Eine alte Mutter war mit ihm aus der Fremde gekommen, die ersetzte ihm Weib und Kind.

„Wer ist da draußen?“ fragte der Rabbiner, der noch in so später Stunde an seinem Büchertisch gesessen und den Schall des eisernen Hammers nicht überhört hatte.

„Ich bin's, Rabbi," flüsterte die Gestalt draußen fast unvernehmbar.

„Red' lauter, wenn ich dich verstehen soll" rief der Rabbiner.

„Ich bin's . . . Ruben Klattauer's Tochter" entgegnete sie.

Dem Rabbi schien dieser Name fremdartig zu klingen; er kannte noch zu wenig die Mitglieder der Gemeinde, um sogleich zu wissen, daß er diejenige, die soeben ihren Namen genannt hatte, am heutigen Tage auf offener Straße getraut hatte. Darum rief er nach einer Weile:

„Was willst Du so spät in der Nacht?"

„Mach' nur auf, Rabbi," rief sie draußen bebend, „wenn ich nicht sogleich sterben soll."

Da wurde der Riegel zurückgeschoben. Etwas Glänzendes, Rauschendes, fuhr in der Dunkelheit der Hausflur an dem Rabbi vorbei; er konnte es bei dem Scheine der Kerze, die er in der Hand hielt, nicht gewahren. Noch ehe er sie anrufen konnte, war sie an ihm vorüber gehuscht und durch die offenstehende Thüre in der Stube verschwunden. Kopfschüttelnd schob der Rabbi wieder den Riegel vor.

Als er nun in die Stube trat, sah er auf dem Stuhle, den er gewöhnlich einnahm, eine weibliche Gestalt sitzen.

Sie saß von ihm abgewandt, den Kopf tief auf die Brust geneigt, die goldene Hochzeitshaube mit den schattenden Spitzen tief herabgezogen. Da konnte der Rabbi, wie glaubensstark sonst sein Gemüth war, sich eines leisen Schauers nicht erwehren.

„Wer bist Du?“ rief er mit lauter Stimme, als hätte ihr Klang allein die Anwesenheit des Wesens bannen können, das ihm in diesem Augenblicke angethan mit allen Zaubern der Nachtgeister erscheinen mußte.

Da erhob sie sich, und rief in einem Tone, aus dem aller Jammer einer menschlichen Seele zu kommen schien:

„Kennst Du mich denn nicht, die Du heute, erst vor ein paar Stunden unter der Chuppe (Trauhimmel) mit einem Manne verbunden hast?“

Dieser traulichen Anrede gegenüber war der Rabbi ganz sprachlos; er starrte die junge Frau an und wohl mochte er sie nun für keinen Nachtgeist, aber für Eine von zerstörtem Geiste halten.

„Wenn Du also die bist,“ sagte er nach einer Weile fast stammelnd, denn er hatte nur schwer die Antwort gefunden, „warum bist Du denn hier, und warum nicht an dem Orte, wohin Du gehörst?“

Heftig rief sie:

„Ich kenne keinen andern Ort, wohin ich gehöre, als den da, wo ich jetzt bin.“

Dieſe Worte verwirrten nun den Rabbi noch mehr. War das in der That eine Wahnſinnige, die da vor ihm ſaß? Er mußte ſie dafür halten, denn mit jenem milden Tone, mit dem wir Kranken dieſer Art entgegentreten, um ſie nicht zu reizen, ſagte er:

„Der Ort, an den Du gehörſt, mein Kind, iſt das Haus Deiner Eltern, und da Du heute die Frau eines Mannes geworden biſt, ſo gehörſt Du in deſſen Haus.“

Da murmelte das junge Weib etwas, das unverſtanden zu den Ohren des Rabbis gelangte. Nur ſo viel glaubte er, noch immer eine Unglückliche, deren Sinne zerſtört waren, vor ſich zu ſehen. Noch milder ſagte er nach einigen Augenblicken:

„Wie heißeſt Du denn, mein Kind?“

„Gott! Gott!“ rief ſie hierauf im Tone des tiefſten Schmerzes. „Er kennt nicht einmal meinen Namen!“

„Wie ſollt' ich Dich kennen,“ meinte er, ſich entſchuldigend, „da ich fremd in dieſer Gegend bin?“

Dieſer milde Ton ſchien auf das aufgeregte Gemüth des jungen Weibes doch vortheilhaft gewirkt zu haben.

„Ich heiße Veile," ſagte ſie nach einer Pauſe ruhig.

Der Rabbi begriff es nun leicht, daß dieſer Ton, den er dem räthſelhaften Weſen ſeines Gaſtes gegenüber angeſchlagen, der rechte ſei.

„Veile," ſagte er und trat ihr näher, „was willſt Du von mir?"

„Rabbi, ich habe eine ſchwere Sünde auf meiner Seele," rief ſie dumpf; „ich weiß nicht, was ich thun ſoll."

„Was kannſt Du begangen haben," meinte der Rabbi mit feinem Lächeln, „über was ſich nicht zu jeder anderen Zeit reden ließe, als gerade jetzt? Du wirſt Dir nur etwas einreden, Veile!"

„Nein, nein," rief ſie wieder mit Heftigkeit, „ich rede mir nichts ein. Was mich drückt, das weiß ich, das ſehe ich. Ich kann's ja mit der Hand greifen, ſo liegt's da vor mir. Heißt das ſich etwas einreden?"

„Gut," ſagte der Rabbi, der wohl fühlte, daß es darauf ankomme, das junge Weib zum Reden zu bringen, „gut, ich ſage, daß Du Dir nichts einbildeſt. Ich nehm' ſelbſt an, Du haſt ſchwer geſündigt. Biſt Du denn herkommen, mir dieſe Sünde anzuvertrauen? Wiſſen denn Deine Eltern nichts davon oder dein Mann?"

„Wer ist mein Mann?“ schrie sie heftig auf.

In der Seele des Rabbi wogten die Gedanken wie ein wildbewegtes Meer; Vermuthungen widerstreitender Natur kreuzten sich darin. Sollte er mit ihr sprechen wie mit einer geständigen Sünderin?

„Bist Du vielleicht zu Deiner Heirath gezwungen worden?“ fragte er nach einer Weile mit der ganzen Milde seiner Sprache.

Ein unterdrücktes Schluchzen, ein gewaltsam unterdrücktes Ringen, das sich im Zittern ihres Körpers offenbarte, war die Antwort auf diese Frage.

„Red' mein Kind,“ mahnte der Rabbi.

In Lauten, wie sie der Rabbi noch nie im Leben vernommen hatte, so fremdartig, so über alles Menschliche hinausgehend klangen sie, begann nun das junge Weib:

„Ja, Rabbi, ich will reden, und wenn ich gleich wüßte, ich werde nicht mehr lebendig von hier fortgehen, was doch überhaupt für mich besser wäre. Nein, Rabbi, ich bin zu der Heirath nicht gezwungen worden. Meine Eltern haben nicht ein einziges Mal zu mir gesagt: Du mußt! sondern mein eigener Wille, mein eigener Kopf hat Alles entschieden. Mein Bräutigam ist des reichsten Mannes Sohn in der Gemeinde. In seinem Hause, als die erste Frau in der Gasse, umher zu gehen, in Gold und Silber bis an den Hals zu

ſitzen, das hat mich an ihm verblendet, Rabbi, ſonſt gar nichts. Da hab' ich mich gezwungen dazu, und hab' mein Herz und meinen Willen dazu genöthigt, wie ſchwer es mir auch angekommen iſt. Aber in der innerſten Seele drin hab' ich ihn gehaßt, und jemehr Lieb' er mir gezeigt hat, deſto mehr habe ich ihn gehaßt. Immer hat aber das Gold und das Silber Recht gehabt, das hat mir immer zugeſchrieen: Du wirſt die erſte Frau in der Gaſſe ſein!"

„Red' weiter," ſagte der Rabbi, als ſie nach dieſen Worten erſchöpft ſchwieg. Der Klang ihrer Stimme, das Seltſame ihres Geſtändniſſes, Alles überkam den Rabbiner mit ſo fremdartiger Gewalt, daß er wie feſtgebannt von einem Zauber ihr zuhörte.

„Was ſoll ich weiter reden, Rabbi," begann ſie wieder. „Ich bin niemals eine Lügnerin geweſen, weder als Kind, noch ſpäter, und doch iſt's mir während meines ganzen Brautſtandes geweſen, als gehe mir eine große ſtarke Lüge auf allen Schritten und Tritten nach; ich hab' ſie überall um mich geſehen.

„Aber erſt heute, Rabbi, wie ich unter der Chuppe geſtanden bin, und er ſeinen Ring vom Finger genommen hat und hat ihn an meinen gegeben, und wie ich dann tanzen mußte auf meiner eigenen Hochzeit mit

dem, den ich erst jetzt recht als die Lüge erkannte und . . . wie sie mich dann fortgeführt haben —."

Als dieses schamvolle Geständniß den Lippen der jungen Frau entglitten war, stöhnte sie laut auf und ließ dann den Kopf noch tiefer auf die Brust herabsinken. Der Rabbi betrachtete sie schweigend. So sprach Keine, deren Sinne nicht klar waren, so klagte sich nur ein in seltsamer Befangenheit schwebendes, aber sein sich bewußtes Gemüth an!

Es war nicht Mitleid, das er mit ihr fühlte; weit eher war es ein Hineinleben in die Lage dieses Weibes; trotz der abgebrochenen undeutlichen Erzählung war dem Rabbi Alles klar. Die Flucht aus dem väterlichen Hause, in dieser Stunde und um eines solchen Anlasses wegen bedurften auch keiner Erläuterung.

„Ich hab' dich verstanden, mein Kind," wollte er sagen, aber er brachte dafür nur die Worte heraus: „Red' weiter, Veile."

Das junge Weib wandte sich jetzt um; noch hatte er ihr Antlitz nicht gesehen; die goldene Hochzeitshaube mit den schattenden Spitzen hing tief herab.

„Hab' ich denn nicht schon Alles geredet?" rief sie mit einem Anfluge von Hohn.

„Alles?" wiederholte der Rabbi sich fragend. In der That sprach er nur so aus Verwirrung.

„Red' Du jetzt!" rief ſie mit einem Male leidenſchaftlich wild, „was ſoll ich thun?"

„Weile!" ſchrie der Rabbi, den erſt jetzt dieſe vertrauliche Anſprache mit Entſetzen erfüllte.

„Red' Du jetzt" rief ſie, und ehe der Rabbi es hindern konnte, hatte ſich das junge Weib zu ſeinen Füßen geworfen und umfaßte ſeine Knie. Bei der heftigen Bewegung war die goldene Hochzeitshaube von ihrem Kopfe gefallen, und ihr Antlitz ward dadurch frei, ein Antlitz von merkwürdiger Schönheit.

So blendend wirkte dieſer Anblick auf den Rabbi, daß er die Augen, wie von einem jähen Blitzſcheine getroffen, mit den Händen bedecken mußte.

„Red' jetzt," rief ſie, „was ſoll ich thun? Meinſt Du, ich bin fortgegangen aus dem Haus meiner Eltern, um ohne Rath wieder dahin zurückzugehen? Du mußt mit mir reden und kein Anderer auf der Welt. Sieh' mich an! Ich habe noch mein ganzes Haar behalten wie es mir Gott gegeben hat, es hat keine Scheere darauf kommen dürfen. Meinem Manne hätte ich den Gefallen thun ſollen? Ich bin nicht ſein Weib, ich will nicht ſein Weib ſein! Red', red', was ſoll ich thun?"

„Steh' auf, ſteh' auf!" rief der Rabbi, aber ſein Ton war gebrochen, er klang faſt ſchmerzlich.

„Erſt rede!" ſchrie ſie, „ich ſteh' nicht eher auf!"

„Wie kann ich reden?“ rief er faſt unhörbar.

„Naphtali!“ ſchrie das junge Weib auf.

Da taumelte aber der Rabbi hinweg, es flammte wie lauter Licht in der Stube und vor ſeinen Augen. Ein ſchriller Ton, wie wenn ein an ſchmerzhafter Wunde Leidender von rauher Hand daran gefaßt wird, entrang ſich ſeiner Bruſt. In der haſtigen Bewegung nun, mit der ſich der Rabbi von dem jungen Weibe losriß, das ſeine Knie umfaßt hielt, geſchah es, daß ſie mit dem Kopfe ſchwer auf den Boden fiel.

„Naphtali!“ rief ſie noch einmal.

„Schweig', Schweig'! ſtöhnte der Rabbi und hielt beide Hände in das Geſicht gepreßt.

Und noch einmal rief ſie dieſen Namen, aber nicht im Tone des Schmerzes; es klang etwas hindurch, was zugleich jauchzte und weinte, und wieder rief er entgegen! „Schweig', ſchweig',“ aber diesmal ſo gebieteriſch und bezwingend, daß das junge Weib wie gebannt am Boden lag und mit keinem Laut ſich zu verrathen wagte.

Da ging der Rabbi in heftiger Bewegung in der Stube auf und ab. Es mochte ein Schweres und Furchtbares ſein, das in ſeiner Bruſt ſtritt. Oft war es der am Boden Liegenden, als hörte ſie ihn aus tiefſter Seele ſeufzen! — dann mäßigte ſich ſein Schritt.

Aber es währte nicht lange, so mochte ihn der schwere Kampf wieder überwältigt haben; — sein Schritt behaftete sich dann und hörbar scholl er durch die nächtlich stille Stube. — Mit einem Male näherte er sich dem jungen Weibe, das in seiner Lage noch kaum zu athmen schien. Er blieb vor ihr stehen — und wer in diesem Augenblicke in das Antlitz des Rabbi hätte blicken können, würde vor dessen Ausdruck von Schauder erfaßt worden sein. Es lag eine merkwürdige Ruhe darauf — die Ruhe eines niedergeworfenen Kampfes.

„Hör' mich jetzt an, Veile," begann er langsam „ich will mit Dir reden."

„Ich höre, Rabbi," flüsterte sie.

„Hörst Du mich aber gut?"

„Rede nur," sprach sie.

„Willst Du aber auch thun, was ich Dir vorschlagen werde? Wirst Du Dich dagegen nicht auflehnen? Denn ich werde Dir etwas sagen, was Dich sehr erschrecken wird."

„Alles, was Du redest, Rabbi, will ich thun! nur rede!" rief sie.

„Willst Du schwören?"

„Ich will!" stöhnte sie.

„Schwöre noch nicht," rief er, „bis Du mich angehört hast. Ich will Dich nicht gezwungen haben."

Diesmal antwortete sie nicht.

„Hör' mich also an, Veile, Tochter Ruben Klattauers," begann er nach einer langen Pause, „Du hast eine doppelte Sünde auf Deiner Seele, und jede ist groß und stark genug, daß sie nur durch schwere Buße ausgelöst werden kann. Zuerst hast Du Dich von Gold und Silber lassen blenden, und hast Dein Herz zu einer Lüge gezwungen. Mit der Lüge hast Du einen Mann betrügen wollen, und er hat Dir doch sein Alles anvertraut, indem er Dich zu seinem Weibe genommen hat. Eine Lüge ist aber eine große Sünde, Ströme Wassers können sie nicht ertränken, denn sie macht den Menschen falsch und niedrig vor sich selbst, und das Schlechteste, was auf der Welt jemals gelebt hat, ist von einer Lüge herausgekommen. Das ist die eine Sünde!"

„Ich weiß, ich weiß," schluchzte das junge Weib.

„Hör' mich jetzt weiter an," begann der Rabbi wieder nach einer Weile mit unsicherer Stimme, „Du hast noch eine zweite Sünde begangen, und die ist größer als die Erste. Du hast nicht nur Deinen Mann belogen, Du hast noch einen zweiten Menschen unglücklich gemacht. Du hättest reden können und hast nicht geredet. Sein Lebensglück, sein Licht und seine Freude hast Du einem Menschen genommen

und haſt nicht geredet. Was kann derjenige jetzt thun, nachdem er weiß, was ihm verloren gegangen iſt?“

„Naphtali!“ rief das junge Weib.

„Schweig', ſchweig', und laß den Namen nicht mehr über Deine Lippen kommen,“ ſchrie er heftig, „Deine Sünde wächſt und ſchwillt an, je mehr Du ihn ausſprichſt. Warum haſt Du nicht geredet, als Du hätteſt reden können? Das kann Dir Gott ſo leicht nicht verzeihen! Verſchweigen, erſticken in ſich, was einen Menſchen reicher gemacht hätte, als den mächtigſten König! Damit haſt Du ihn mehr als blos arm gemacht! Der Menſch wird nicht einmal mehr die Luſt in ſich tragen, reich zu werden. Beile das kann Dir Gott im Himmel nicht verzeihen!“

„Schweig', ſchweig',“ wimmerte das unglückliche Weib.

„Nein, Beile,“ ſagte er mit tönender Stimme, „laß mich jetzt reden. Du willſt ja, daß ich reden ſoll! Hör' mich an! Für die Sünde, für die doppelte Sünde, die Du auf Deiner Seele trägſt, mußt Du eine ſtarke Buße über Dich nehmen. Gott iſt langmüthig und gnädig; er wird vielleicht auf Dein Elend herabſehen, und wird dann die Sünden aus dem großen Schuldbuch ſtreichen. Aber eine Buße mußt Du über Dich nehmen. Hör' mich an, worin ſie beſtehen ſoll.“

Der Rabbi hielt inne; er wollte das Schwerſte ausſprechen, das je über ſeine Lippen gekommen war.

„Du haſt geſchwiegen, Beile,“ rief er dann, „als Du hätteſt reden ſollen. Sei von nun an ſtumm für alle Menſchen, und für Dich ſelbſt. Von dem Augenblicke an, wenn du aus dieſem Hauſe heraustrittſt, bis daß ich Dir es erlauben werde, mußt Du ſtumm ſein, darf kein lautes Wort aus Deinem Mund! Willſt Du dieſe Buße über Dich nehmen?“

„Alles, was Du ſagſt, will ich thun!“ ſchluchzte das junge Weib.

„Wirſt Du die Kraft dazu haben?“ fragte er milde.

„Ich werde ſtumm ſein wie eine Todte,“ rief ſie.

„Und noch Eines habe ich Dir zu ſagen,“ begann er wieder. „Du biſt jetzt das Weib Deines Mannes! Gehe nach Hauſe und ſei ein jüdiſch Weib!“

„Ich verſteh' Dich,“ rief ſie weinend.

„Geh' nach Deinem Hauſe und bringe Ruhe Deinen Eltern und Deinem Manne. Es wird eine Zeit kommen, da wirſt Du reden dürfen, da wird die Sünde von Dir weggenommen ſein! bis dahin trage, was Dir iſt auferlegt worden.“

„Darf ich Eines noch reden?“ rief ſie und hob den Kopf auf.

„Rede!“ sagte er.

„Naphtali!“

Der Rabbi fuhr mit der einen Hand nach den Augen, mit der andern winkte er ihr, daß sie einhalten solle. Sie aber ergriff diese Hand, und zog sie an ihren Mund, heiße Thränen fielen darüber.

„Geh' jetzt,“ rief er gebrochen in seinem innersten Wesen.

Sie ließ nun diese Hand los. Der Rabbi hatte den Leuchter ergriffen, sie aber war ihm rasch vorübergegangen und glitt durch die dunkle Hausflur. Die Thüre war unverschlossen geblieben. Der Rabbi schob den Riegel vor.

Unbemerkt, wie sie entkommen war, gelangte Veile wieder in das väterliche Haus zurück. Die Gasse war leer und todtöde; die sie suchten, waren überall zu finden, nur nicht da, wo sie die Entwichene zuerst hätten suchen sollen. Ihre Mutter Selde saß noch immer auf demselben Stuhle, in den sie vor einer Stunde gesunken war; das Entsetzen hatte sie wie gelähmt und sie vermochte sich nicht zu erheben. Welch einen merkwürdigen Gegensatz zu der Freude, die hier geherrscht, bildete nun diese Hochzeitsstube in ihrer

Dunkelheit und dieſe Mutter darin! Als nun Veile jetzt eintrat, ſchrie die Mutter nicht auf, es fehlte ihr die Kraft hierzu. Sie ſagte nur: „Kommſt Du endlich meine Tochter!“ als wenn Veile von einem etwas zu langem Spaziergange heimgekehrt wäre. Aber als das junge Weib auf dieſe und ähnliche Fragen nicht antwortete, und endlich durch eine Geberde bemerkbar machte, ſie könne nicht reden, da gewann das Entſetzen in dieſer unglückſeligen Mutter neue Kraft und ihr Jammer durchtönte das ganze Haus. Ruben Klattauer und der Mann Veile's, die jetzt von nutzloſem Suchen heimkamen, erfuhren mit Grauen die Veränderung, die mit Veile vorgegangen. Sie, als Männer, jammerten nicht; ſie ſtarrten das junge ſtumme Weib mit weit aufgeriſſenen Augen an, und ſahen da eine Erſcheinung, über die Gottes Heimſuchung in unbegreiflicher Weiſe ergangen war.

Von dieſer Stunde begann die ſchreckliche Buße des jungen Weibes.

Wunderbar war der Eindruck, den der ſchreckliche Zuſtand Veile's auf die Leute in der Gaſſe hervorbrachte. Die mit ihr am Hochzeitsabend getanzt hatten, erinnerten ſich erſt jetzt ihrer Aufregung; Vielen kam erſt im Nachdenken ihr verſtört wildes Weſen in den Sinn. Das müſſe ein „böſes Auge“ geweſen ſein,

folgerte man, ein neidiſches böſes Auge, dem ihre Schönheit verhaßt war, dies allein hatte den Geiſt der Unruhe in ſie geworfen. Sie war davon in die Nacht getrieben worden, ein Spiel tückiſcher Mächte, die auf Schritt und Tritt dem Menſchen, namentlich bei ſolchen Gelegenheiten nachgingen! Gott der Lebendige wiſſe, was ſie in jener Nacht „geſehen" haben müſſe, Gutes nicht, denn davon werde man nicht ſtumm! Alte Sagen und Geſchichten tauchten auf, eine grauenhafter als die andere, und Beiſpiele, daß ſolche Dinge nicht neu waren in der Gaſſe, kamen zu Hunderten auf. Trotz dieſer Deutung blieb es merkwürdig, daß die Leute das junge Weib nicht für ſtumm hielten; man glaubte allgemein, ihre Sprache ſei nur in Folge eines ungeheuren Schreckens gelähmt worden, aber es werde eine Zeit kommen, da werde ſie mit einem Male wieder zu reden anfangen. In dieſer Vorausſetzung nannte man ſie: Veile, die Schweigerin.

Es gibt eine menſchliche Beredſamkeit, die ſtärker und bezwingender iſt, als die lauteſten Worte und als wohlgefügte Rede — das Schweigen der Frauen! Das Kleinſte, Geringſte können ſie oft nicht verwinden, aber den großen, nagenden Schmerz ihrer Seelen, das wühlende Siechthum beſtändigen Entſagens und

Opferns verhalten sie in sich mit stummen Lippen, — nicht anders, als wären sie mit eisernen Reifen umschlossen.

Es wäre schwer, das ganze „schweigende" Leben des jungen Weibes in seinem Verlaufe zu erzählen, es ist beinahe unmöglich, mehr als einen Zug davon aufzuzeichnen. Veile folgte ihrem Manne ins Haus, in jenes glänzende, von Gold und Silber strotzende Haus, um dessentwillen sie geblendet worden war. Sie war wirklich die „erste" Frau in der Gasse, sie hatte Alles in Hülle und Fülle und die Leute fanden sogar ihren Zustand minder beklagenswerth. „Muß man denn Alles beisammen haben?" hieß es zuweilen in der „Gasse," — „der Eine hat Dies, der Andere Jenes." Dem Anscheine nach hatten die Leute auch recht: Veile blieb das schöne, blühende Weib; keinen einzigen Reiz hatte die Buße des Schweigens von ihr genommen. Ja, so glücklich war das junge Weib, daß es die Schwere dieser Buße gar nicht zu empfinden schien. Veile konnte lachen und sich freuen — dennoch vergaß sie nie zu schweigen! Aber diese anscheinend glücklichen Tage waren nur geschickt, um die rechte Zeit der Prüfungen und Versuchungen herbeizuführen. Leicht war es ihr am Anfang gemacht worden, schwer sollte die Mitte und das Ende sein.

Ihre Ehe war in den ersten Jahren kinderlos. „Es ist gut," sagten die Leute in der Gasse, daß sie keine Kinder hat, und Gott hat das ganz fein eingerichtet. Eine Mutter, die mit ihrem Kinde nicht reden kann, — wäre das nicht zu schrecklich?" Da genas sie eines Tages, Allen unerwartet, eines Mädchens. Und als das holde neue Leben, das sie in ihrem Schooße getragen, an ihre Brust gelegt wurde, und die ersten Laute aus seinem Munde ihr entgegendrangen, — jene namenlos beredte Sprache eines Unmündigen — sie vergaß sich nicht und — schwieg!

Sie schwieg auch, als das Kind in immer freudigerer Schönheit vor ihren Augen aufblühte, und hatte keine Sprache für dasselbe, mochte es in überquellender Zärtlichkeit die zarten Arme ihr entgegenstrecken, — mochte es im brennenden Fieber nach der Hand der Mutter suchen. An seinem Bette wachte sie Tage ja Wochen lang, — der Schlaf kam nicht über sie, — aber ihrer Buße blieb sie stets eingedenk.

Jahre waren verflossen. In ihren Armen trug sie ein anderes Kind, einen Knaben! Groß war die Freude des Vaters gewesen; das Kind trug den Stempel der Schönheit seiner Mutter. Blühend wuchs es heran, gleich seiner Schwester, — die mächtigste, reichste Frau, meinten die Leute, könnte stolz auf solche Kinder

sein. Veile war auch gewiß stolz; aber niemals gewann dies auf ihren Lippen einen Ausdruck, und wofür Mütter in ihrer Freude oft nicht Worte genug finden, dafür blieb sie stumm, und wie es auch manchmal auf ihrem Antlitze leuchtete und glänzte, niemals verlor sie die Gewohnheit des auferlegten Schweigens.

In ihrem Geiste mochte sich der Gedanke gefestigt haben, daß das kleinste Übertreten ihrer Buße von Fluch für ihre Kinder begleitet sei. Mütter werden es begreifen, — besser als jeder andere es kann, — was diese Mutter unter dem Opfer ihres Schweigens litt!

So war ihr ein Theil jener Jahre entschwunden, die wir als die besten zu bezeichnen pflegen. Noch blühte sie in ihrer merkwürdigen Schönheit, ihre jungfräuliche Tochter war neben ihr nur wie die Knospe neben der reifen Rose. Schon fanden sich auch aus Nah und Fern Bewerber ein, die zu dem schönen Mädchen auf die „Beschau" kamen. Es waren meist treffliche junge Männer, und jede Mutter konnte sich rühmen, wenn sie gerade ihrer Tochter sich genaht hätten. Auch damals brach Veile ihre Buße nicht; ihr war jene gesprächige Geschäftigkeit nicht gestattet, mit der Mütter bei solchen Gelegenheiten die Vorzüge ihrer Töchter ins hellste Licht zu setzen wissen. Auf einen

der trefflichsten Bewerber war die Wahl gefallen; es war ein Paar, wie man es in solcher Schönheit und Anmuth niemals in der Gasse gesehen hatte. Da schlich, wenige Wochen vor der bereits anberaumten Hochzeit, eine tückische Krankheit herbei, die damals über den größten Theil Böhmens Trauer und Angst verbreitete. Namentlich junge Mädchen fielen ihr als Opfer, an dem alten und schwachen Leben gieng sie zumeist höhnend vorüber. Auch Veiles Tochter ward davon ergriffen; — noch ehe drei Tage vergingen war eine Leiche im Hause — die Braut!

Auch damals brach Veile ihre Buße nicht. Wohl stieß sie, als man die Leiche auf den „guten Ort" hinaustrug, einen Schmerzensschrei aus, der den Leuten noch lange hernach in der Seele nachklang — wohl rang sie verzweiflungsvoll die Hände — aber Niemand vernahm eine gesprochene Klage; ihre Lippen schienen für immer verstummt. Damals war es auch, daß der Rabbi in den sieben Tagen der Trauer, die sie sitzend auf einem niederen Schemel zubrachte, zu ihr kam, um ihr den üblichen „Trost der Todten" zu bringen. Aber er sprach nicht zu ihr; nur an ihren Mann wandte er seine Rede. Sie selbst wagte nicht aufzublicken, nur als er sich zum Fortgehen anließ,

ſchaute ſie auf. Da begegnete ſie dem Blicke des Rabbi . . . aber er gieng ohne Gruß hinfort.

Seit dem Tode der Tochter war Veile's Weſen innerlich gebrochen. Was man ſelbſt in ihren Jahren noch Schönheit nennen konnte, das war binnen wenigen Tagen verblichen. Ihre Wangen waren hohl geworden, ihre Haare ergraut. Die Leute, die zu ihr kamen, wunderten ſich, wie ſie nach einem ſolchen Schlage noch beſtehen, wie ihr Leben noch zuſammenhalten konnte. Sie wußten nicht, daß jenes Schweigen ein eiſernes Band war, das die erſchlafften Geiſter gewaltig umfaßt hielt. Dazu hatte ſie noch einen Sohn, an den ſich ihr ganzes Sein, wie an ein Letztes und Theuerſtes klammerte.

Der Knabe war dreizehn Jahre alt. Schon jetzt ſprach man auf Meilen weit von ſeiner Gelehrſamkeit in den heiligen Schriften; er war der Schüler des Rabbi geweſen, der ihn mit einer Liebe und Zartheit behandelte, als wäre er deſſen eigen Kind. Der Rabbi hatte dem Knaben eine große Zukunft vorausgeſagt; er ſei ein merkwürdiges Kind und ſeien Anlagen in ihm, wie ſie noch ſelten da geweſen. Nun ſollte der Knabe nach Ungarn zu einem der berühmteſten Lehrer ſeiner Zeit, um unter deſſen Leitung und Unterricht das Tiefſte der heiligen Wiſſenſchaft zu ergründen.

Jahre konnten vergehen, bis sie ihn wiedersah, vielleicht auch, daß sie ihn niemals wieder sah; aber Veile entließ den Knaben aus ihren Armen; — sie sprach keinen Segensspruch über ihn, als er gieng; — nur ihre Lippen zuckten vor stummem Schmerze.

Lange Jahre waren vergangen, da war der Knabe aus der Fremde zurückgekehrt, — ein hochgewachsener herrlicher Jüngling. Als Veile ihren Sohn wieder um sich hatte, blühte ein Lächeln an ihrem Munde auf und für Augenblicke war es zuweilen, als habe ihre ehemalige Schönheit einen zweiten Frühling erlebt. Groß war der Ruf, der von der außerordentlichen Begabung ihres Sohnes vorausgeeilt war; wo er sich zeigte, hing man mit Wohlgefallen an der edlen Gestalt und bewunderte das bescheidene Wesen neben so großem Wissen.

Am nächsten Sabbath sollte der kaum zwanzigjährige Talmudjünger in der Synagoge die ersten Proben dieser hohen Begabung ablegen.

Kopf an Kopf standen die Leute dicht gedrängt in dem weiten Gotteshause; durch die Gitter der „Weiberschul" blickten die Frauen mit neugierigen Augen hinab in das dichte Gewühl. Veile saß vorne; sie konnte Alles sehen, was da unten vorgieng. Tiefe Bläße lag auf ihrem Antlitz; aller Augen waren auf sie gerichtet, —

die Mutter, die einen solchen Tag ihres Sohnes erleben konnte. Beile schien aber nichts zu bemerken, was vor ihr sich ereignete; eine Mattigkeit, wie sie in ihren größten Leiden sie nicht empfunden hatte, lag in ihren Gliedern: es war, als müßte sie während der Rede ihres Sohnes schlafen. Doch kaum hatte dieser die Treppe vor der Thoralade betreten, kaum waren seine ersten Worte ertönt, als eine merkwürdige Veränderung in ihren Gesichtszügen vorgieng. Ihre Wangen färbten sich; sie richtete sich auf; alle ihre Lebensgeister schienen im Aufruhr. Ihr Sohn sprach indessen da unten; sie hätte nicht sagen können, was er gesprochen. Sie hörte nicht ihn, — sie vernahm nur das bald leise, bald laute Beifallsgemurmel, das aus der „Männerschule" zu ihr hinaufdrang. Die Leute staunten das hohe Wesen des Redners, seine klangvolle Sprache und sein mächtiges Wesen an; — wenn er in einzelnen Pausen inne hielt, um zu ruhen, war es, als ob man in einem vom Sturme erfaßten Walde sich befände. Sie konnte dann einzelne Stimmen vernehmen, die laut verkündigten, so Einen habe man noch nie gehört. Ihr zur Seite weinten die Frauen, nur sie selbst vermochte es nicht. Ein stechender Schmerz drang ihr aus der Brust zu den Lippen, — Gewalten wurden in ihr rege, die mit

Kraft nach einem Ausgang ſuchten. Die ganze Synagoge erſcholl von brauſenden Stimmen; ihr aber war es, als müßte ſie alle dieſe Stimmen übertönen. Da, ihr ſelbſt unbewußt, ſchrie ſie in dem Augenblicke, wo ihr Sohn geendigt hatte, indem ſie ſich heftig gegen das Gitter warf:

„Gott! Lebendiger! ſoll ich denn noch nicht reden!“

Todtenſtille folgte auf dieſen Aufſchrei: — man hatte allgemein die Stimme als die der Schweigerin erkannt. Es war ein Wunder geſchehen! —

„Red', red',“ erſcholl jetzt die laute Gegenrede des Rabbi unten in der Männerſchule, — „Du darfſt jetzt reden.“

Aber es erfolgte keine Antwort. Veile war in ihren Sitz zurückgeſunken; beide Hände gegen die Bruſt gepreßt, — als die Frauen, die ihr zur Seite ſaßen, ſich erſchrocken umſahen, fanden ſie die Schweigerin ohnmächtig. — Sie war aber todt. — Die Entſiegelung ihrer Lippen war ihr letzter Augenblick. —

Lange Jahre darauf ſtarb der Rabbi. Auf ſeinem Todtenbette erzählte er den Leuten, die um ihn ſtanden, die ſeltſame Buße Veiles. — Jedes Mädchen in der „Gaſſe,“ kennt die Geſchichte von der „Schweigerin.“ —

Ghetto-Geschichten.

Novellen

von

Leopold Kompert.

Zweite Abtheilung:

I. Der Min.
II. Franzefuss.

Hamburg.
Jean Paul Friedrich Eugen Richter.
1866.

Der Min.

Auf ſchwanker Woge ſchwimmt jenes ſonderbare Weſen einher, das wir Glück nennen. Von Allen geſehen, an Allen vorübergleitend, oft ſo nahe, daß es ein zarter Lufthauch wegzuwehen droht, iſt es doch nur Einer, an den es kommt. Wie man das Fiſchlein im Waſſer berücke, daß es der Angel folgt, das Vöglein im Walde umgarne, daß es nicht entrinnen kann, dem Wilde nachſtelle, daß es dem ſchlauen Menſchen zur Beute werden muß — das erzählen wunderbarer Weiſe Bücher auf Bücher, und wer es beſſer verſteht, iſt der Meiſter! Aber wie man jenem ſonderbaren Weſen den Weg verrammt, daß es ſtehen und ſich halten laſſen muß, kann nicht gelernt werden; keine Kunſt offenbart, wie ſich das Glück fangen läßt. Tauſende ſtehen am Ufer, ſehen es mit leiblichen Augen, greifen darnach, wie ſie nach dem Meſſer greifen; denn tauſendfältig und tauſendgeſtaltig, wie der Menſchen Seele und Sinn, ſpricht ſich die Art aus, wie ſie das Glück erzwingen. Der wirft ſich mit weit ausgeſtreck-

ten Armen in die hochgehende Fluth und will sehen, wer stärker sei: die Welle oder seine Kraft. Der Andere scheut solche Mühe; in sich gebückt, unscheinbar, furchtsam, in steter Sorge, es könnten ihn Augen erblicken, die nicht zu schweigen verstehen, tritt er leise auf, lugt nach allen Seiten und das Glück ist sein, bevor der starke Schwimmer es noch erreicht hat.

Wenn die Menschen erzählen wollten und dürften, wie jeder von ihnen an das Glück herangekommen: der Eine mit heiler Haut, der Andere zerschlagen und abgeworfen, man hörte dann Geschichten, wie sie noch nie gehört wurden. Aber nicht nur den muthigen Schwimmer und Jäger müßte man erzählen lassen, die aller Künste voll sind und mit Freikugeln und Freiangeln umzugehen wissen, vielmehr den still in sich gebückten, scheinlos Dahinwandelnden, dem Niemand es abfragen will, warum zuweilen ein so leuchtender Glanz aus seinen Augen fällt, warum ein so eigenthümlich vergnügtes Lächeln manchmal um die Lippen spielt. Mit einem Worte: — einen „Min."

Es ist doch gut, daß Jeder ein „zu Hause" hat, und wahrhaftig, nicht gerade darum, um damit seine „Gemeindezuständigkeit" aufweisen zu können. Aber bei mir zu Hause, in Böhmen, werden die Leute sogleich wissen, was so ein „Min" zu bedeuten hat,

und ich habe ihnen so gut als gar keine Erklärung zu geben. Wie viel besser ist das, als die Andern erst auf ein vielleicht nicht befriedigtes Warten vertrösten zu müssen!

In der langen und ziemlich gedehnten Gasse, die sich vom „Ring" bis zum „Wasser" hinabzieht, hart am äußersten Ende derselben, steht ein altes, einschichtiges Haus. Es ist eines jener Bauwerke aus einer ferne liegenden Zeit, in der die „Baupolizei" noch nicht den Maurer auf Kosten des Zimmermanns begünstigt hatte. Das Haus ist nähmlich ganz aus rohen Balken zusammengezimmert, zwischen deren Fugen der gelbe Lehm allein beweist, daß hier nicht ausschließend die Axt gewaltet. Drei weitschattige Nußbäume stehen davor. Wer sie gepflanzt? wer überhaupt das Haus gebaut hat? Für die Leute in der Gasse wäre das eine müßige Frage gewesen; sie wußten nur das Eine, daß in dem Hause immer „einerlei" Menschen gewohnt hatten; es hatte für sie keine Geschichte. Seit undenklichen Zeiten nähmlich war Jeder, der aus diesem Hause kam, von dem Knaben an, der sich am Trenderlspiel ergötzte, bis zum Greise herab, den der Todesengel in merkwürdiger Vergeßlichkeit stehen gelassen hatte, denn sie wurden in diesem Hause alle sehr alt, also Alles und Jedes, was da drin lebte

und webte, selbst die Frauen mit eingeschlossen war den Leuten — ein „Min.“ Wenn sich einmal die Maschen eines Zunamens um eine Familie gelegt, dann gehört die Riesenstärke himmlischer Geister dazu, ein solches Netz zu zerreißen. Unsichtbar über allen Lagen und Verhältnissen des Lebens hängt und schwebt es, um alles Thun schlingt es sich, klammert sich an Leib und Seele, begleitet den Kommenden und den Gehenden, das Geborene und das Sterbende. Das stärkste Schiffstau ist dagegen ein dünner Spinnfaden im Sturme. Ein solches Netz war über jenes Haus geworfen, es hieße eben „Min.“

Es wäre schwer zu sagen, was Alles in dem engen Rahmen dieser wenigen Laute liegt. Vor Allem meinen die Leute in der Gasse darunter einen stillen Menschen ohne Schein und Bedeutung, ohne das geringste Geltendmachen seiner Person, Einen, der auf der geradesten Straße, wo ihrer zehn Raum haben, ausweicht, damit der Nachbar nur nicht beengt und am Ellenbogen gestreift werde. Das hätte den Leuten noch gefallen; denn wo wird Einer gefunden, dem es nicht fast stolz ans Herz greift, daß sich der Andere niederer dünkt als er selbst? Dazu gehört das volle und ganze Wissen vom eigenen Menschthum, wenn das anders sein sollte, als es wirklich ist. Was aber

die Leute nachtrugen jenem Hause war eben gerade, daß jeder darin ein „Min“ war. Hinter jener Stille und Bedeutungslosigkeit, meinten sie, lag etwas Lauerndes und Verstecktes; man müsse immer auf seiner Hut sein, könne sich mit ihnen nicht tief einlassen, nie wisse man, wie das endige, ob im Guten oder im Bösen. So durchscheinend die Lebensverhältnisse in der „Gasse“ gewöhnlich sind, so sehr auch Alles vor Aller Augen liegt, was man doch nicht verbergen kann — von jenem Hause konnte man das nicht sagen. War Wolf „Min“ reich? gieng es ihm gut? Man sah keine Regsamkeit, man hörte keinen Lärm, der weder das Eine noch das Andere behaupten ließ. Der „Min“ bleibt sich immer gleich. Die drei alten, weitschattigen Nußbäume, die vor dem Hause ein so undurchdringliches Grün ausbreiteten, wer hatte sie gepflanzt? Wahrscheinlich der, der das Haus gebaut, und schon er war ein „Min!“ Und warum ließ sie der Sohn, und wieder der Sohn dieses Sohnes stehen? Etwa, weil sie so gute Früchte gaben? Es kam nicht der zehnte Theil davon auf den Tisch und in die Tasche des Hauses; Rebb Koppel Friedmanns Sohn, das wilde „Davidl,“ der jetzt nach den letzten Berichten aus Amerika „Mayor“ in einer Stadt am Ohio ist (das wilde Davidl!) schlug sie herab, wenn

ſie noch in der grünen Hülle ſteckten. Alſo nicht darum, ſondern weil „ſie“ nicht wollten, daß man ihnen durch die Fenſter ſehe. Die Welt hätte dann erfahren, wie Wolf „Min“ und ſeine Familie innerhalb ſeiner vier Wände lebe!

Von jener katzenartigen Stille im Auftreten, die man den „Mins“ beſonders nachtrug, müſſen wir nur Etwas erzählen. Es war wirklich merkwürdig, wie lautlos, gleichſam in geöhlten Thürangeln, ſich ihr ganzes Thun und Treiben bewegte. Man konnte mit Beſtimmtheit vorausſagen, wenn Rebb Wolf einen neuen Rock anzog, oder wenn ſein Weib, die faſt noch ſtillere „Perl“ in einer neuen Haube erſchien. Es geſchah dieß nur am erſten Tage des Oſterfeſtes, ſonſt nie. Da verſchwand aber dieſer ungewöhnliche Glanz in dem von allen Andern in der Gaſſe zur Schau ausgeſtellten, er verletzte Niemanden und that Niemanden wehe. Dieſe Selbſtverläugnung erſtreckte ſich auch ſonſt auf jeden Tritt und Schritt. Bei Gemeindewahlen nahm Wolf „Min“ jene Stellung ein, die man in dem neueſten Hochdeutſch das „Centrum“ oder in der Sprache des Ghettos — „den Min“ nennt; er hielt ſich weder zur Rechten noch zur Linken und am liebſten war es ihm, wenn er gar nicht mitzuſtimmen brauchte. Trotzdem ereignete ſich einmal Etwas, was

in dem Andenken der „Gasse“ noch lange leben wird. Man sagt, daß es Rebb Koppel Friedmann gewesen, eben derjenige, dessen wildes „Davidl“ jetzt Mayor in Amerika am Ohio ist, der im Geheimen eine so ungeheure Thätigkeit entwickelte, daß bei einer Gemeindewahl sich die Mehrheit der Stimmen für Wolf „Min“ aussprach. Mit einem Male sah sich das balkenbezimmerte Haus hinter den drei Nußbäumen von einem Glanze umflossen, von dem es nie geträumt. Was Koppel Friedmann bewirkt, war freilich nur zum „Spaß“ geschehen, er wollte nähmlich das Experiment versuchen, wie sich so ein „Min“ in dem neuen Wirkungskreise ausnehmen würde, — aber das machte die Wahl nicht rückgängig.

An demselben Tage soll aus dem Hause der „Mins“ ein lang gezogenes schmerzliches Weinen erklungen sein, wie man es von dort nie vernommen. Wer aufmerksamer hinter die Nußbäume sah, konnte sogar den Schatten der sonst so stillen Perl in heftiger Bewegung die Stube auf- und niederwandelnd sehen, die Hände gerungen, hie und da auch heftig weinen hören. Dazwischen konnte man die fast bittend klagende Stimme Rebb Wolf's vernehmen, der diesen Jammer zu beschwichtigen schien. Es war das erstemal, daß das Haus der „Mins“ in eine so traurige

Bedeutsamkeit trat; es war Allen, als tönte Perls Weinen durch die ganze Gasse. Alles fragte sich: „Perl, Rebb Wolfs kann also auch weinen? so ist er also doch nicht der Min, für den man ihn gehalten hatte? Andere sagten wieder: „Hätt' man nicht darauf geschworen, in Wolf „Mins" Hause geht's wie bei Gott im Himmel zu, vor lauter Herzfreud und Händedruck? Jetzt sieht man, wie es bei ihnen zugeht."

Nur Wenige ahnten den richtigen Zusammenhang zwischen Perls Thränen und — der Gemeindewahl. Aber am andern Tage ließ Rebb Wolf erklären, er könne die auf ihn gefallene Würde nicht annehmen, er bedanke sich dafür und lieber bezahle er die ihm auferlegte Strafe, als daß er sich eine Last auferlege, für die seine Kräfte nicht gewachsen seien.

„Der Min," hieß es nun, „der Min!"

Jemand, der dieser Geschichte und noch anderen aus der „Gasse" sehr nahe steht, war zugegen, als am Abende desselben Tages nach „Schul" das wilde Davidl einen ziemlich blöde aussehenden Jungen fragte:

„Kobi! warum hat denn dein Vater die Gabbestelle (Kassirer der Gemeinde) nicht angenommen?"

„Es wäre ihm eine zu große Last gewesen," sagte der Knabe mit merkwürdigem Augenspiel. „Warum

soll er sich für nichts und wieder nichts eine Last auflegen? er hat „so" genug zu tragen."

Diese Antwort machte offenbar das wilde Davidl verblüfft; doch erhohlte er sich bald und sagte lachend:

„Soll ich dir sagen, warum er es nicht angenommen hat? Weil dein Vater ein „Min" ist, weil deine Mutter eine Min ist und du bist auch Einer!"

Der künftige Mayor in Amerika hat Recht. Von dem jungen „Min" wollen wir eben erzählen.

Das war ein schöner brauner Bursche mit schwarzen Haaren, kühngeschwungenen Augenbrauen, eher groß als klein, dabei von gedrungener, fester Gestalt, die er aber durch lange Gewohnheit etwas „heraus," d. h. gebückt trug, so daß man ihn für klein gelten ließ.

Aber dafür galt „Kobi" nur auf der Gasse und unter den Leuten; wenn er aber über die Schwelle seines Hauses trat, reichte er fast bis zur Blätterkrone eines der Nußbäume hinauf. Uiberhaupt hielt man nicht viel von ihm; den Meisten erschien er blöde und nichts heißend. Ein schön bemahltes Stück Fleisch, sagte man von ihm, aber was dahinter steckt, ist nicht viel werth. Immer jedoch gibt es Leute, die mit schärfern Augen

versehen sind als die anderen und so kann es uns nicht befremden, wenn der Vater des wilden „Davidls“, Koppel Friedmann, schon frühzeitig das Urtheil über „Kobi“ fällte: „Ihr werdet sehen, das Jüngel wird sich ganz auf Rebb Wolf „Min“ hinauswachsen; heißt mich einen Lügner, wenn der nicht ein noch größerer „Min“ wird, als sie alle zusammen sind.“

Es ist merkwürdig, wie solch ein Ausspruch, wenn er halbwegs ein Recht zum Leben hat, sich an dieses Leben klammert, immer höher und höher schwillt, nicht wie die vergängliche Regenfluth, sondern wie ein reines Quellwasser, das zuletzt zum brausenden Strome wird. Als „Kobi“ vierundzwanzig Jahre alt geworden war, stand das Urtheil der scharfsichtigen Gasse fest; es lautete gerade so, wie es Koppel Friedmann verkündigt.

Nur zwei Personen gab es in der Welt, die wie sich von selbst versteht, in dieser Hinsicht anderer Meinung waren. Es waren dies Kobi's Eltern selbst. Ihnen war der Sohn in seinem ganzen Wesen eben recht; leuchtete ihnen doch ihr eigenes daraus entgegen. Was die Leute bespöttelten und verlachten, das war ihnen ja selbst eigen, das besaßen sie selbst. Kobi war dazu im „Geschäft“ wohl erfahren, ging nicht müßig und was er ins Haus schaffte, das hatte „Hand und

Fuß.“ Dennoch blieben auch hier die Meinungsverschiedenheiten nicht aus, selbst Rebb Wolf „Min“ fand seinen Kobi zu still; er hatte ihm nicht Muth genug, er war ihm nicht „Barjin“ genug, wie jene selbstständigen, auf sich und ihren Kopf angewiesenen Naturen des Ghetto's heißen, die eine Welt erobern könnten — wenn sie nicht eben der „Gasse“ angehören würden!

„Hast du schon von ihm einmal gehört,“ hieß es in manch traulicher Stunde zu Perl, seiner Frau, „daß er auf etwas Größeres denkt? Hast du von ihm schon gehört, daß er auf die „Beschau“ gehen will? So ein schöner Jung', gewachsen wie ein Baum und schon vierundzwanzig Jahre alt, und läßt jüngere Leute, fast Kinder gegen ihn, sich vorgehen?“

„Geh, geh'!“ sagte dann jedesmal Perl darauf mit verdießlicher Miene, „möchtest du nicht haben, er soll sich schon jetzt die Sorgen von einer Familie aufladen? Laß ihn doch sein Leben genießen, es läuft ihm nicht fort, und wenn ihm „Eine“ bestimmt ist, so lebt sie gewiß schon.“

„Das meinst du nur so,“ widerlegte Rebb Wolf gewöhnlich lächelnd. „Wenn ich gewartet hätte, hätte ich dich dann bekommen? Tausende wären mir zuvorgekommen.“

„Spaß nur,“ meinte dann Perl dennoch mit ei-

nem leisen Anflug von Schamröthe, die ihr gut stand.

„Wer sagt dir, daß ich spaß'?" rief er gegen seine Natur fast heftig. „Ich sag dir, das Kind wird's zu nichts bringen. Still sein, und in der Welt kein Gelärm machen, das ist recht, und ist auch meine Natur, aber zu still darf der Mensch nicht sein!"

„Laß ihn nur gehen," fiel dann Perl beschwichtigend ein. „Auf meinen Kobi laß ich nicht kommen, was auf ein Quentel geht. Du wirst sehen, in dem Jüngel steckt mehr, als du und die Welt glaubt. Still ist er, das ist wahr, aber willst du haben, er soll ein Flausenmacher sein, soll den „Barjin" spielen und etwas aus sich machen, was er nicht ist? Denk' daran, dein Weib hat es gesagt, aus unserem Kinde, wenn es auch jetzt sich noch nicht dazu schickt, wird Etwas werden, an was du gar nicht denkst."

„Er ist zu still," wiederhohlte stets Rebb Wolf, „wer gar kein Gelärm macht, von dem weiß man nicht, ob er auf der Welt ist. Er braucht ja nur die Hand auszustrecken, so gibt ihm Gitel Hann ihre Tochter mit zwei tausend Gulden und setzt ihn noch in ihr Geschäft ein."

„Das röthköpfige Vögele soll er sich nehmen?" rief Perl, der sonst jeder Spott ferne lag, mit einer

Art von Hohn aus. „So lang man's denkt, ist in unserer Familie niemals ein roth' Haar angetroffen worden. Und gerade bei meinem Kobi soll das anfangen? Ja, dafür ist mir doch mein Jüngel zu gut."

„Setz' ihm nur solche Sachen in den Kopf," meinte dann verdrießlich Rebb Wolf. „Du wirst noch erleben, wie er sich als „alter Jung'" wird himmelhoch freuen müssen, wenn ihn eine alte „Mad" oder eine Witwe mit fünf Kindern wird nehmen wollen. Daran denk' an mich."

Das Mutterherz ist ein eigenthümlich Ding. Stark und todesmuthig, wie kein Held in der Schlacht, wenn es gilt ein Kind zu vertheidigen, sei es vor wirklicher Gefahr, oder selbst vor der kleinsten Nachrede, wird es doch zaghaft, feige beinahe, wenn es die Gefahr erst ahnt. Als Perl die Zukunft ihres „Jüngels" in solcher Weise festgestellt hörte, konnte sie sich doch eines leichten Schauers nicht erwehren; sie erschreckte sie mehr, als sie sich den Anschein geben wollte.

„Meint man nicht, wenn man dich so reden hört", rief sie eifernd, „unser Kobi muß sich eine große Pauke um den Leib schnallen, um damit die alten „Maden" zusammen zu trommeln?"

„Ich sag' dir, er ist zu still," endigte gewöhnlich eine solche Berathung, die wie die meisten solcher Art,

jeden Theil nur fester in seiner Uiberzeugung bestärkte. —

Belauscht und unbelauscht kamen solche Reden an Kobis Ohren, aber sie machten ihn nicht lauter, und schienen ihm wenig anzuhaben. Ein Lächeln, ein Achselzucken war oft die ganze Antwort. In gutgearteten Häusern hat man vor Kindern keine Geheimnisse; man läßt sie mitrathen und mitreden, so weit dieß angeht; läßt sie aussprechen, was sie drückt und bewegt, und lernt sie so frühzeitig kennen mit allen Tugenden und Unarten. Gewöhnlich wird dann ihr Sinn so ausgebildet, daß sie auf halbem Wege errathen und ahnen, was in der Eltern Seele vorgeht, woran sie nicht Theil genommen haben. So wußte Kobi jedesmal, wenn von ihm die Rede gewesen; er errieth haarscharf den Gegenstand ihrer Besprechung, aber er „machte sich davon nichts wissen." Kobi war ein schlauer Junge; er wußte, sein Vater würde doch nie Zwangsmittel anwenden und wenn das rothköpfige Vögele noch zweitausend Gulden mehr hätte. Die Mutter aber stand auf seiner Seite; im bittersten Kampfe hoffte er, würde die ihn mit dem Schilde ihrer Liebe decken. Jedermann wird wissen, was eine solche Schutzwehr in brennenden Augenblicken zu bedeuten hat; die größten Schlachten sind damit gewonnen worden.

Vielleicht wußte Kobi aber selbst nicht, warum er sich den Plänen seiner Eltern widersetzte. Wer kann in der Seele eines „Mins" deutlich lesen? Seit einiger Zeit war jedoch eine Art Waffenstillstand eingetreten; Rebb Wolf ließ das „zu stille Jüngel" den Weg gehen, den es gerade ging, und das rothköpfige Vögele war allmälig in den Hintergrund getreten, es war „Ruhe" in das ohnehin so ruhige Haus gekommen. —

Aber eine Zeit kam, die die stille Wunde Rebb Wolfs wieder bluten machte. Es war nähmlich wieder „Cholemoed" gekommen, jene schöne Halbfesttagszeit, die zweimal des Jahres wiederkehrt, am Ostern und Laubhüttenfest. Fröhlich, lustverheißend, mit glänzenden Schwingen gleitet sie nieder in die „Gasse," weckt Tausende von Herzen, junge und alte, Mütter mit Söhnen und Töchtern. Ängstlich frohen Gefühles, unter Bangen und Hoffen wird sie erwartet, sieht man sie allmälig kommen. Ist sie endlich da, so ist's beinahe, als wäre unsichtbar und ungekannt ein Fürst eingezogen, zu dessen Ehren man den Stuben und Fenstern und sich selbst das schönste Feiertagskleid anzieht. Bei wem wird er einkehren? In welcher Gestalt wird er erscheinen? Manche Mutter, manch zagendes Mädchenherz möchte das wissen, begnügen sich aber, weil sie es

nicht können, damit, die „Ausstattung“ wieder und noch einmal durchzumustern, denn von Augenblick zu Augenblick kann an der Thür gepocht werden. Es ist nämlich die Zeit der „Beschau“ gekommen. —

Früh Morgens an diesem Tage fragte Rebb Wolf seinen Sohn so von oben aus, das eine Auge forschend auf ihn gerichtet, während das andere sich sorgfältig geschlossen hielt.

„Nun? und du Kobi Leben, gehst du heut nirgends hin? Weißt du nicht, was heut für ein Tag ist?“

„Soll ich das nicht wissen?“ warf Kobi leicht lächelnd hin. „Cholemoed ist.“

„Und?“ sagte Rebb Wolf und hielt dann inne.

Kobi aber ertrug diese lauernde, wie ein jäher Pfeil auf ihn gedrückte Frage, ganz gelassen sagte er:

„Nun, und was ist dann?“

„In den Gasthäusern,“ meinte Rebb Wolf schlau, „wimmelts heute von lauter „Gelegenheiten,“ es wird bald kein Platz mehr dort sein.“

„Was du nicht sagst!“ rief Kobi verwundert aus.

„Und heute in aller Frühe, man hat noch nicht in Schul' geklopft, habe ich schon drei oder vier vorbeifahren sehen,“ fuhr Rebb Wolf fort, ohne sich durch die verstellte Miene der Verwunderung stören zu lassen.

„Werden Etwas vorhaben," meinte Kobi ganz trocken.

„Und Du leider Gottes, haſt gar nichts vor," brach es endlich mit gewaltigem Ärger aus Rebb Wolf, „da mag ich reden bis mir der Hals zerſpringt, Du rührſt Dich von dem Flecke nicht weg, als hätte Dich Einer mit Wachs angeklebt. Die ganze Welt kommt, geht auf die Beſchau; wer aber nicht geht, das biſt Du. Warum nimmſt Du Dir keine Gelegenheit, ziehſt Dich ſchön an, ſagſt zum Kutſcher: Führ mich dahin oder dorthin? Ich will mir Eine beſchauen?"

„Wohin ſoll ich denn fahren?" fragte Kobi unſchuldig.

Jetzt wurde Rebb Wolf ganz böſe. Mit einer Stimme, wie man ſie in dem ſtillen Hauſe der „Mins" ſelten hörte, rief er:

Stell' dich nur, als wenn du nicht Drei zählen könnteſt. Ich weiß ja doch, daß du es kannſt! Meinſt du, dein Vater weiß nicht, daß du ihn verſtehſt? Willſt du mich etwas lehren? Da mußt du früh aufſtehen, mein Jüngel Leben."

„Auf die Beſchau ſoll ich gehen, ſo viel verſtehe ich davon" meinte Kobi gelaſſen.

„Und warum gehſt du nicht?" rief Rebb Wolf eifrig, „warum machſt du dich nicht auf und davon?

Die ganze Welt rührt sich; wer nur Füße hat und Augen, geht heute, und sieht sich etwas an, ob es ihm paßt. Wie lange willst du dich denn besinnen?"

Auf diese feurige Ansprache seines Vaters war Kobi doch nicht gefaßt; einen Augenblick schien es sogar, als sei er erschrocken. Doch faßte er sich bald und mit halbironischem Lächeln meinte er:

„Besinnen? ich hab mich schon lange besonnen."

„Also doch," rief hastig Rebb Wolf, „da siehst Du Perl! Gott der Lebendige weiß, an wen er sein Herz gehängt hat."

„Das ist auch ganz wahr, Vater Leben," rief Kobi mit Ernst. „Mein Herz — das habe ich schon lange angehängt; mich wunderts nur, daß Du es noch nicht bemerkt hast."

„An wen? an wen?" schrie beinahe Rebb Wolf und trat einen Schritt näher auf den Sohn. „Wirst Du es gleich sagen? Ich hab' mir das lange schon gedacht, jetzt muß es heraus!"

Perl sagte kein Wort; sprachlos lauschend blickte sie auf den Sohn. Wer vermöchte es zu deuten, oder mit Gewißheit zu behaupten, was in dieser Mutter jetzt einen schweren Kampf kämpfte, ob die Neugierde des Weibes oder das schmerzliche Gefühl, daß ihr

Kind mit einem Geheimnisse in der Brust so lange Zeit in dem Bereiche ihres Athems leben konnte?

Kobi sah die Eltern gegenseitig mit einem Blicke an, aus dem der „Min" herausblickte; dann, nachdem er sich sattsam geweidet an des Einen Eifer, an der Anderen lauschender Erwartung, meinte er schelmisch:

„An wen ich mein Herz gehängt habe? An wen anders denn als an Vater und Mutter?"

Es ist unbeschreiblich, welche Wirkung diese geschickte Wendung Kobis auf die Eltern hatte. Gleich einem heftigen Windstoße hatte sie den ganzen Himmel, so dicht er mit Gewölke umzogen schien, befreit; blau und klar trat er wieder hervor.

„Alt sollst Du werden, mein Jüngel Leben," rief Perl mit Thränen in den Augen, „ist das aber recht, seine Eltern so zu foppen?" .

„Und ich sage Dir, was ich immer sag'. Er ist zu still," meinte Rebb Wolf mit einem unentschiedenen Lächeln, und um nicht waffenloser zu erscheinen als er wirklich war, entfernte er sich lieber eiligst aus dem Hause.

Als der Vater fort war, fragte Perl den Sohn:

„Jetzt hast Du Recht gehabt, mein lieb Kind! frag Dich aber selber, ob Dein Vater nicht auch Recht

hat? Warum machst Du ihm nicht die Freude und gehst auf irgend eine Beschau?"

„Mutter Leben," sagte Kobi nun mit wahrem Ernste, „kann Dir das recht sein, wenn ich, sei es was es will für ein Mädchen, wie einen Sack Wolle anzusehen komme, den man für mich schon hergerichtet hat, zu oberst die feine, unten aber versteckt und verdeckt die schmutzige und schlechte? Obenauf ein güldig „Glänzel" und unten und inwendig Alles voll Staub und Eckel? Was möchtest Du da von Deinem Sohne halten? Wie oft hast Du mir selbst erzählt, der Vater hätte Dich ohne Beschau genommen, auf Dein lieb Gesicht hin? Lebt ihr darum nicht glücklich? hat Eins zu klagen über das Andere?"

Jetzt erst staunte Perl gewaltig; solche tiefe Weisheit hatte sie noch nie vernommen, seitdem sie das Jüngel ihr Kind nannte. Wie ein goldener Strom floß sie aus seinem Munde; sie hätte horchen und lauschen mögen Stunden und Tage lang, so bezaubernd, so umstrickend klangen alle diese Worte. Wo das Jüngel nur alle diese Weisheit her hatte! Wenn man ihn hörte, so war es ja nicht anders, als hörte sie den ersten Landrabbiner von der Welt sprechen!

„Ob wir glücklich leben, ich und Dein Vater?" rief sie in einer Art Begeisterung. „Jedem Juden-

kind gesagt, was ich und der Vater für ein Leben führen, es braucht sich's keine Fürstin besser zu wünschen. Und weißt Du, Kobi Leben, das Alles ist ohne Beschau geschehen; Dein Vater hat nicht gewußt: hab' ich sechs Schnupftücher in meinem Vermögen oder gar keins? Dein Vater hat mich gesehen und ich ihn, Alles ohne Beschau! Und wie ich an einem Sabbatabend von meiner hundert und zehnjährigen Urbabe Milke gekommen bin, die Du nicht mehr gekannt hast und die damals krank gelegen ist, da hat er mir hinter Süßkind Turnauers Keller aufgewartet. Wie ich damals erschrocken bin! „Erschreck nur nicht Perl Leben," hat er gesagt, „und mach' keinen Lärm, was brauchen die Leute zu wissen, was zwischen mir vorgeht und Dir? Ich will ja nur, daß Du mir sagst, ob du mich willst?" — Und siehst du Kobi Leben, ich hab' ihn gewollt und wir sind, Gott im siebenten Himmel sei dafür gelobt und gepriesen, fertig mit einander geworden, alles ohne Beschau! Wie hat sich aber das heutzutage Alles geändert! Recht hast Du mein Jüngel Leben, geh Du nur auf keine Beschau!"

„Das verschwör' ich nicht Mutter," rief Kobi lachend, „daß ich auf gar keine Beschau gehen werde. Aber zu einem Sack Wolle laß ich mich nicht schicken. Wenn ich einmal gehe, will ich das Schadchingeld

(Lohn für den Brautwerber) selber an mir verdienen. Was brauche ich einen Fürsprecher?

Freudig überquellenden Herzens stimmte Perl dieser Ansicht bei. Gestand sie sich doch im Innern, daß ihr Verstand weit unter dem ihres Kindes stand. Welch ein neidloser Stolz, welches süße Befriedigtsein lag in diesem Geständnisse!

Zum Mittagessen kam heute Rebb Wolf zeitlicher nach Hause als er sonst pflegte. Gleich bei seinem Eintritte bemerkten Mutter und Sohn, daß auf seinem Antlitze ein eigenthümlicher Ausdruck spiele. Lange Gewohnheit und inniges Zusammenleben bewirkten, daß sie sich in dieser Sprache besser wie Mancher in einem gedruckten Buche zurecht fanden. Aber sie drängten sich mit keiner Frage auf, sie wußten aus Erfahrung, daß diese Sprache schon ihre Töne finden werde.

Bei Tische saß Rebb Wolf lange in tiefem Sinnen; mit einem Male begann er:

„Soll ich Euch sagen, Kinder, woher ich komme?"

„Wenn Du willst, sag's," meinte Perl, „übrigens zwingen thut Dich Keiner."

„Ich komm' von keinem Andern, als von unserem Vorsteher; Ihr werdet erstaunt sein, wenn Ihr hört, was der von mir will," sagte Rebb Wolf.

„Wollen sie Dich vielleicht wieder zu etwas machen? zu einem Stück Gabbe (Cassirer) oder so etwas?“ rief Perl wirklich erschrocken.

Rebb Wolf schüttelte sich vor Lachen.

„Ach!“ rief er lustig, „deßwegen brauchst Du nicht zu sorgen, ich nehm' es nicht an, und wenn sie mich morgen zum Bürgermeister machen wollen. Es ist wegen etwas ganz Anderem, und ich will Euch nicht lange warten lassen. Ich soll für seinen Sohn auf die Beschau gehen.“

„Du? meinte Perl mit einem etwas ungläubigem Lächeln, „wie kommst Du dazu?“

Kobis Antlitz zeigte in diesem Augenblicke eine merkwürdige Veränderung; es war lauschend, fast spitzig vor lauter Aufmerksamkeit geworden.

„Helf dir,“ sagte Rebb Wolf achselzuckend, „er will keinen Anderen als mich.“

Nun begann Rebb Wolf, der nicht zu den kürzesten Sprechern gehörte, zu erzählen, wie er mit dem Vorsteher auf dem „Ring“ zusammen getroffen, dieser ihn unter den „Arm“ genommen und er nicht gewußt habe, wie er zu der Ehre komme, mit diesem stolzen Menschen, dem man auf eine halbe Meile anhöre, wie das Geld in seiner Tasche klinge, auf der Gasse herumzuspazieren. Nach und nach sei der Vorsteher mit

der Sprache heraus gekommen, und er habe Anfangs gedacht, es stecke ihm eine Fischgräte im Halse, so habe sich dieser geräuspert und gezuckt, bis er endlich auf das eigentliche Wesen gelangt sei. „Was soll ich dich lange im Finsteren lassen, Wolf," habe der Vorsteher endlich gesagt, „ich such' für meinen Sohn eine „Partie" und du bist der Mann, der mir dazu verhelfen kann."

„Du?" rief Perl aufs Neue voll Staunen.

Eben so verwundert habe auch er gefragt, fuhr Rebb Wolf fort, aber das habe ihm wenig genützt. Nun sei der Vorsteher weiter gegangen, und habe ihm als Geheimniß anvertraut — aber vor Weib und Kind habe er kein Geheimniß — daß sich sechs Meilen von hier ein Mädchen befinde, d. h. eine Parthie, die sich für seinen Sohn wie nur etwas in der Welt schicke, Geld sei da, mehr als nöthig, Schönheit und guter Ruf auch, aber was das Hauptsächlichste sei, man sehe bei ihr auf nicht viel Geld, man wolle nur einen tüchtigen Menschen für sie. Ganz außer sich habe er gefragt, wo denn so ein Wunder Gottes versteckt sei? wo Alles beisamen sei, Geld und Schönheit und guter Ruf, und wo man selbst nicht auf das Geld sehe? wie und wo denn solche Leute, um Gottes willen! anzutreffen seien? Erst nach langer Zeit habe er die ge-

hörige Auskunft erhalten können. Das Mädchen sei die Tochter von Rebb Josel Süß, von jenem reichen Randar, dem man nachsage, er habe mehr in seinem Vermögen, als er selbst wisse. Der Reichthum liege daselbst aufgespeichert, wie Haufen Getreide; wohin man blicke, erschaue das Auge, was es freut und ihm wohlthut. Das seien noch Leute, bei denen etwas zu holen sei. Die Tochter sei ein einziges Kind, Söhne hätte man keine, und so würde die Tochter nach des Vaters Tode eine Erbschaft antreten, wie sich sie jedes Judenkind wünschen könnte. In halb „Pehm" (Böhmen) könne man herumreisen, bis man einen Rebb Josel finde, und ein Mädchen, das seiner Tochter gleich komme.

„Und was braucht er dich dazu?" fragte Perl, deren Neugierde wie ein junges Füllen auf der Weide durchging.

Das werde sie sogleich hören, gab Rebb Wolf zur Antwort; er habe dieselbe Frage an den Vorsteher gerichtet und lange auf die Entgegenrede warten müssen. Endlich habe dieser ihm anvertraut: so wünschenswerth und ein so großes Glück das auch wäre, wenn die Parthie zu Stande käme, so schwer sei es, an sie heran zu kommen. Er könne sich denken, von seiner Seite sei nichts im Wege, desto mehr aber von Seiten der „der Beschau." Von

dem Vater nähmlich, dem Randar Rebb Josel gehe das Gerede, er hüte sein Kind wie ein Löwe und wolle es nicht herausgeben; er sei überhaupt ein Mensch von der fürchterlichsten Art; so reich er sei, so wild und ungeschlacht sei er, ganz wie die Bauern auf dem Dorfe, mit denen er Jahr aus Jahr ein verkehre. Hunderte von den schönsten und reichsten Jungen wären bei der Tochter schon auf der Beschau gewesen; keiner hätte etwas ausgerichtet. Wenn sie der Tochter schon gefallen, so hätten sie ihm mißfallen. Das Schönste an der Sache sei aber, wenn man die Leute schon abwiese, so thäte man das auf dem Randarhofe nicht, wie es in anderen gesitteten Häusern Manier sei, nämlich mit feinen und delikaten Worten, um sich keine Feinde zu machen; sondern mit Spott und Schande würden sie aus dem Hause gejagt; man erzählte sich in dieser Hinsicht die merkwürdigsten Dinge. Manchem sei es gar übel schon ergangen; von einigen dieser jungen Leute, die nichts gethan, als daß sie auf die Beschau gekommen, gehe sogar die Sage, der Randar habe sie beim „Flügel" genommen und ihnen einen Weg zum Hause hinausgewiesen, auf dem sie schwerlich wieder zurückkommen würden. Die Luft sei Allen vergangen.

„Lebendiger Gott!" schrie Perl in wirklicher Angst, „ist das ein Mensch oder ein Wolf?"

„Die Leut' halten ihn eher für einen Bären,“ meinte Rebb Wolf.

„Ich verſteh' aber immer noch nicht, was der Vorſteher von dir will?“ ſagte Perl nach einer Weile. „Was kannſt du ihm dabei helfen?“

Eben jetzt, hieß es dann weiter, komme die eigentliche Sache. Der Vorſteher möchte; aber er habe nicht den Muth dazu, oder vielmehr deſſen Sohn, der ein feingebildeter und ſtudirter Menſch ſei, habe nicht den Muth dazu. Was würde die Welt dazu ſagen, wenn es heiße: der Sohn des Vorſtehers ſei mit Schimpf und Spott aus einem Hauſe gejagt worden. Ob man ſo etwas riskiren könne? Da ſei er, nämlich der Vorſteher, auf den Gedanken gekommen, ob es nicht das Geſcheiteſte wäre, die Sache früher durch einen klugen Menſchen vorzubereiten? Der hätte zum Randar zu gehen, hätte ihm eindringlich vorzuſtellen, welch' ein Glück ſeine Tochter mache, wenn ſie in des Vorſtehers Familie käme, kurz, hätte Alles zu thun, damit ſein Sohn nur dann zu kommen und die Sache in Ordnung zu bringen habe. Dazu ſcheine ihm nun kein Menſch in der ganzen Welt klüger und gewitzter als er, nämlich Rebb Wolf; von Keinem erwarte er mehr Gelingen, als von ihm. Wenn er die Sache in die Hand nähme, ſei er des Erfolges ſo gewiß, als

hätte man bereits die „Schale“ zerbrochen. Er biete ihm für dieses Geschäft von seiner Seite baare 400 fl.

„Jetzt weiß ich, was der Vorsteher will,“ sagte Perl, nachdem ihr Mann geendet, „man hat lang genug darauf warten müssen. Und was hast du ihm zur Antwort gegeben, Wolf?“

„Ich hab' ihm gesagt,“ meinte dieser, „ich möchte mir's überlegen. Das war ihm aber nicht recht; wenn ich die Sache in die Hand nehmen wollte, müßte ich mich „stantepe“ *) entschließen. Aufschub sei nicht möglich, Cholemoed sei da, und wer wisse, ob nicht Einer schon auf die Beschau gekommen, der glücklicher gewesen, als die Anderen? „Gut, sag' ich d'rauf, Rebb Josel, wie ich mir's recht hab' überlegt, „wenn's bei dem Anbot mit den 400 Gulden bleibt, so will ich's unternehmen, aber ich wüßt' noch etwas Gescheidteres. Ich hab' einen Sohn wie Sie wissen, Rebb Josef, sag' ich, der kann mehr als essen; der hat einen Kopf auf sich, da ist der meinige nichts dagegen. Wie wenn wir den hinschickten?“ Da hat er gelacht und gesagt: „Sollt'st leben, Wolf, du hast da Gottesrecht, denn dein Kobi ist noch ein größerer „Min“ als du. Wenn du also willst, so schick' deinen Sohn, der ist zu dem Geschäft wie ge-

*) Stante pede.

schaffen.“ Und so sind wir auseinander gegangen, ich und der Vorsteher. Jetzt frag' ich dich: Kobi Leben, willst du, oder willst du nicht?“

Zu unerwartet kam die plötzliche Wendung dieses langen Berichtes, als daß sie nicht eine wahrhaft betäubende Wirkung auf Perl hätte hervorbringen sollen. Weniger war sie bei Kobi sichtbar; dieser saß unbeweglich da, spielte mit dem Messer oder sah dem sprechenden Vater auf die Lippen. Als Rebb Wolf nun mit seiner Aufforderung an ihn sich wendete, flog ein rasches Erröthen über seine Züge; es schien fast, als wäre er über etwas überrascht worden.

„Um Gottes Willen, du wirst doch das Jüngel nicht zu dem Bären schicken wollen,“ schrie nun Perl, die sich einigermaßen erhohlt hatte.

„Er wird ihn nicht auffessen, d'rauf geb' ich dir mein Wort,“ sagte Rebb Wolf lustig, „und wenn auch? Um 400 fl, kann man sich auch ein „Bissele“ auffessen lassen.“

„Und ich geb's nimmer zu,“ rief Perl mit großer Entschiedenheit, „daß mein Jüngel zu dem Wolf geht! das geb' ich nimmer zu!“

„Erst ist er bei dir ein Bär, dann ein Wolf! Was wird er noch Alles werden!“ meinte Rebb Wolf.

„Zu einem so wilden Menschen sein eigen Kind

ſchicken!“ wiederholte die ſonſt ſo ſanfte Perl mit einer Art von Bitterkeit mehrmals, „hat man das ſchon gehört? Und wenn er ihm einen Fuß zerbricht oder eine Hand, ſo ein Bär, was er iſt, wird ihn dir der Vorſteher mit all' ſeinem Gelde bezahlen können?“

„Was das betrifft, Mutter Leben,“ begann mit einem Male Kobi ſelbſt und lächelte dabei, ſchlau wie gewöhnlich,“ ſo ſei ganz außer Sorgen. Man läßt ſich nicht ſo krumm ſchlagen mir nichts, dir nichts. Dazu müßen immer Zwei ſein. Einer, der ſich ſchlagen läßt, und der Andere, der ſchlägt. Und warum ſoll man wegen vierhundert Gulden nicht ſo etwas Kleines unternehmen? Thut man doch viel Größeres um viel kleineren Gewinn! Und noch dazu macht man ſich den Vorſteher zum guten Freund; man kann nicht wiſſen, wie man den einmal brauchen kann.“

Eine minutenlange Stille herrſchte, nachdem Kobi ſo geſprochen, in der Stube.

„Du willſt alſo wirklich gehen? Kobi Leben, weißt du, was du willſt?“ rief dann Perl, indem ſie die Augen mit angſtvollem Erſtaunen auf ihren Sohn richtete.

„Warum nicht, Mutter Leben?“ meinte dieſer trocken. „Warum ſoll ich ein ſo ſchönes Geſchäft auslaſſen? Man verdient nicht ſo bald ein ſo ſchönes Stück Geld.“

„Jetzt red' ich nicht mehr," sagte Perl nach einer langen Pause, „du mußt das besser wissen als ich; denn wenn du schon gehen willst, darf ich nichts dagegen haben."

Perl hatte einen so hohen Begriff von der Weisheit und dem „Kopfe" ihres Kindes, daß sie wirklich von dem Augenbicke an, wo Kobi seinen Entschluß zu gehen in so entschiedenen Ausdrücken aussprach, Muth und Besinnung zurückerhielt.

„Da hast du, wie er ist," sagte Rebb Wolf, „für Andere will er auf die Beschau gehen und wird die Sache gut zu Ende führen; dahingegen, wenn er für sich selbst gehen soll, bleibt er zu Hause und ist zu still. Ich hab' das gleich im Voraus gewußt."

Perl wagte wirklich keinen Widerspruch; sie begnügte sich damit, die beiden Männer über die Art und Weise, wie der Gang zu dem „Bären" ausgeführt werden sollte, berathen zu hören. Sie selbst „drängte" sich mit keinem Worte hinein; aber sie hörte genug, um vollauf Beschäftigung für ihre Seele zu haben. Es war merkwürdig, wie Rebb Wolf seinen Sohn belehrte, wie er ihm den Weg zeigte, auf dem er gehen müsse, um an den Randar zu kommen. Diplomaten und andere Leute hätten da lernen können, wie eine so schwere Mission zu behandeln sei.

Rebb Wolf zeigte sich in dieser Unterredung wirklich als den klugen und gewitzten „Min," wofür er galt; eine solche Fülle von Weisheit hatte selbst Perl nie aus dem Munde ihres Mannes gehört; sie war voll Bewunderung. Leider müssen wir über diese im geheimnißvollsten Geflüster gehaltenen Verhandlungen einen Schleier ziehen, eben weil sie geheim sind, aber das können wir sagen, die Welt würde, wenn sie ihr vor die Augen kämen, mit vollem Rechte Perl beistimmen, die sich nicht enthalten konnte, von Zeit zu Zeit ein bewunderndes Wort drein zu reden.

„Ja wenn man's so anfängt," meinte sie in ihrer Befriedigung, „so muß er's zu Stande bringen. Und dann? ist er nicht unser Kind?"

In tiefster Stille wurde nun der ganze Angriffsplan zu Ende geführt; nur das Eine können wir verrathen, daß Rebb Wolf noch eine „Gelegenheit" für morgen frühe bestellen ließ, die aber draußen vor dem „Ort" auf Kobi warten sollte. Was brauchte die Welt zu wissen, wohin er am Cholemoed fuhr? Rebb Wolf verfügte sich sodann zum Vorsteher, um demselben anzuzeigen, daß Kobi die Sendung angenommen. Als die Männer fort waren, überkam es das mütterliche Herz Perls doch wie Furcht und Grauen; so lange

ihr Sohn da war, schöpfte sie aus seinen Worten und Blicken Beruhigung.

„Lebendiger Gott," seufzte sie aus der Tiefe ihres Herzens, „wenn er ihm nur nichts thut! Unser einziges Kind! Ich hätte doch nicht zustimmen sollen!"

Am andern Morgen zeitlich in der Frühe war Kobi schon vollständig gerüstet, ehe die Eltern noch aufgestanden waren; er hatte sogar schon „gebetet" und legte gerade die Teffilin (die ledernen Gebetriemen) zusammen. Wie nun Perl aus der Schlafkammer heraustrat und des Sohnes ansichtig ward, wußte sie sich vor Staunen und Bewunderung fast nicht zu fassen. So schön hatte sie ihren Sohn noch nie gesehen! Kobi hatte sich nämlich in seinen festtäglichen Anzug geworfen; es war ihr, als stünde ein „Prinz" vor ihr! Jetzt erst wurde sie ganz inne, was er für ein feiner Jung' sei; groß, schlank, wie aus Einem Stück gegossen, stand er vor ihr. Es war wunderbar, wie dieser Anblick sie stärkte und ermuthigte; sie hatte die halbe Nacht nicht schlafen können, die andere Hälfte in wirren, bösen Träumen zugebracht, worin es ganz fürchterlich zuging. Ein „Bär" mit einem fürchterlich menschlichen Angesicht spielte darin die größte Rolle;

auch sah sie zuweilen ihren Kobi auf einem Fuße hinken, bald darauf ging er wieder kerzengerade auf beiden Füßen, aber dafür hatte er nur einen Arm; der andere war ihm wahrscheinlich im Kampfe mit dem Unthier abhanden gekommen.

Auch Rebb Wolf war der Meinung, Kobi sehe wenigstens so gut wie ein „Graf" aus.

„Da siehst Du wieder, wie er ist," meinte er, „er könnt' sich nicht schöner anziehen für die eigen Beschau! Man kann gar nicht feiner aussehen, wenn man für sich selbst geht."

Kobi sagte gar nichts, weder zur Bewunderung der Mutter, noch zum Vorwurf des Vaters; er bat nur, man möchte eiligst das „Anbeißen" (Frühstück) bereiten, sonst käme er unter die Leute, die zur „Schul" gingen.

Als das Anbeißen vorüber war, brach Kobi sogleich auf. Perl war in außerordentlicher Bewegung; sie that sich Gewalt an, um dem Kinde „das Herz nicht zu erschweren," wie sie innerlich meinte; aber ihre aufgeregt ängstlichen Züge verriethen gerade das Gegentheil.

„Wirst Du's aber auch gut ausrichten?" fragte noch zu guter Letzt Rebb Wolf, den bei allem Vertrauen zu der Geschicklichkeit des Sohnes erst jetzt die Furcht,

daß er den Schultern des Sohnes eine zu große Last aufgebürdet habe, zu überkommen schien.

„Ich denk',“ sagte Kobi trocken.

Perl wollte nun mit aller Gewalt den Sohn bis vor den Ort hinausbegleiten. Nur mit Mühe vermochte sie Rebb Wolf zu bereden, das nicht zu thun. Dann erst wüßte man recht, meinte er, was Kobi vorhabe.

„Eines aber versprich mir,“ sagte sie zu Kobi mit bebender Stimme, als sie schon in der Hausthüre standen, „daß Du dich mit ihm nicht weiter einläßt, wenn Du siehst, daß mit ihm nichts zu machen ist, und daß Du mit ihm nicht aufbegehrst, ihn nicht reizest, sobald Du siehst, daß er Dir etwas thun will. Versprichst Du mir das?“

„Ja Mutter,“ sagte Kobi lächelnd, „ich versprech' Dir's.“

D'rauf nahm er kurzen Abschied von den Eltern. Die Mutter legte, nachdem sie ihn geküßt, noch die Hand auf seinen Kopf und benschte ihn.

„Das kann Dir gewiß nicht schaden,“ sagte sie.

Kobi berührte noch mit der Hand die „Mesusch“ an der Thürpfoste und ging dann. Als er schon unter den Nußbäumen stand, wandte er sich noch einmal

um, seine Lippen zuckten, es schien, als wollte er noch etwas sprechen.

„Hast Du was vergessen?“ fragte Perl.

„Nein, nein,“ sagte Kobi mit einem vielbedeutenden Lächeln, das an der Mutter haften blieb, „es hat Zeit, bis ich zurückkomme!“ —

Perl sah dem dahinwandelnden Sohne so lange nach, bis er ihren Augen entschwunden war. Traurig kehrte sie in das Haus zurück.

„Lebendiger Gott!“ seufzte sie vor sich hin, „behüt' und beschütz' ihn. Ich hätt' ihn vielleicht doch nicht von mir lassen sollen! Das einzige Kind, was uns Gott beschеert hat, und das man wie den Augapfel behüten sollt' — und jetzt geht es, man kann gar nicht wissen wohin? und wie es ihm ergehen wird. Hätt' ichs nur nicht zugegeben! Aber leider Gottes! so sind wir unglücklichen Weiber, es kann uns so ein Mann, wenn der seinen Kopf aufsetzt, umblasen! Zu so einem Tiger und Elephanten ihn zu schicken! So auszusetzen sein eigen Blut und Fleisch! Wenn er ihm nur nichts thut! wenn er ihm nur nichts thut!“

„Narrele,“ tröstete sie Rebb Wolf, „dem geschieht nichts und wenn er müßt' geradezu auf einen Thurm hinaufsteigen.“ —

Verabredetermaßen fand Kobi die bestellte „Ge-

legenheit" draußen vor dem Ort auf ihn warten. Er ſtieg raſch ein; ohne Aufſchub ging es fort. Die dichte Leinwand, die über den Wagen geſpannt war, entzog ihn den Blicken der Vorüberkommenden, entzog das ſinnende Gedankenleben, das ſich bald in einem verſteckten Lächeln, bald in der zuſammengezogenen Lippe ausſprach, jedem forſchenden Auge. Wie könnten wir es errathen? Das Beſte iſt, wir denken nicht lange nach, und folgen dem Brautwerber für des Vorſtehers Sohn, gleiten ihm nach und klammern uns an ihn, wie an den Körper der Schatten!

Gleich zu Anfang der Fahrt nahm ſich Kobi vor, den ihm vom Vater vorgeſchriebenen Angriffsplan in etwas abzuändern. Wie ein kühner General wollte er ſelbſtſtändig handeln, wenn auch im Ganzen den Befehlen des Feldherrn getreu.

Vater Wolf hatte ihm vorgeſchrieben, geradezu auf den Randarhof loszuziehen, oder eigentlich, er hatte das ſelbſtverſtändlich, ohne davon zu ſprechen, ſo gemeint. Bei reiflicher Überlegung fand jedoch Kobi, es ſei beſſer, den Feind nicht in der „Fronte," ſondern auf den „Flügeln" anzugreifen, nicht auf geradem Wege, ſondern auf Umwegen. Kannte er denn dieſen Feind ſo vollſtändig?

Aus der Schilderung ſeines Vaters hatte Kobi

nur ein ganz unbestimmtes Bild entnommen; wenn aber der Angriff rasch und kräftig geführt werden sollte, so mußte er alle Schwächen und Stärken des Feindes kennen, mußte wissen, ob man ihn rechts oder links, bei seinem Kopfe oder bei seinem Herzen fassen sollte. „Er wird doch nicht gar so ein Unmensch sein," berieth er in sich selbst, „daß man ihm von keiner Seite zukann? Ich hör's ja immer sagen, wie jeder Mensch einen „Zipf" hat, daran man ihn halten und niederwerfen kann. Sollte der Randar nicht auch so einen Zipf haben?"

Man sieht, Kobi wäre zu einem General nicht gerade unpassend gewesen; er verstand sich nicht schlecht auf die Regeln der Kriegskunst. Sobald er mit sich einig geworden, lag auch der ganze Plan fertig vor ihm. Kobi schloß nämlich mit Recht, daß je enger der Kreis um den Randarhof wurde, desto genauer und zuverlässiger mußten auch die Berichte über denselben werden; je weiter aber, desto toller und verwirrter. Er ließ daher in der nächsten Gemeinde halten, und die „Gelegenheit" in ein Wirthshaus einstellen; er selbst ging zu Fuß in die „Gasse," wo er ein oft gesehener Gast war. Er aber hielt sich nicht lange auf, stand wohl Jedem Rede und Antwort, aber nicht zu viel; er wußte, daß er hier in

einem besonders bekannten Hause die beste Auskunft erhalten werde. In dieses Haus trat er; Kobi hatte es besonders ausersehen, weil es eines von jenen Häusern war, wo man über Alles belehrt werden konnte: über einen Sack Wolle so gut, wie über den guten oder schlechten Ruf der Leute auf zehn Meilen im Umkreis.

Man schrie vor Verwunderung auf, als man ihn, den man immer von der „Geschäftskleidung" her kannte, plötzlich so festtäglich, in so außerordentlichem Aufputz vor sich stehen sah.

„S' Gotts willkumm'," ertönte es von allen Seiten, „haben gewiß heute etwas vor?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben," meinte Kobi bescheiden, „so sag' ich: ja."

„Sich doch also besonnen!" hieß es dann weiter in jenem höhnisch-lustigen Tone, den man bei solchen Gelegenheiten am liebsten anstimmt. „Und wo soll „sie" denn sein? Kann man's wissen?"

„Warum nicht," meinte Kobi, „da und da."

Er nannte eine benachbarte Gemeinde, hütete sich aber wohl, Namen oder Stand der Beschau zu nennen. Daß er den Randarhof nicht nannte, läßt sich denken. Die Leute, die zum Glück nicht unbe-

ſcheiden ſein wollten, drängten nicht weiter und begnügten ſich mit dieſer Auskunft.

Nachdem Kobi ſich auf dieſe Weiſe den Rücken geſichert hatte, wußte er durch eine geſchickte Drehung auf den Randar zu kommen, ohne daß eine lebende Seele in der Stube auch nur leiſe geahnt hätte, dahinter liege etwas mehr. Er habe ein „Geſchäft“ mit ihm vor, eigentlich nicht er, ſondern ein Anderer, in deſſen Namen er es vollbringen ſolle; ſie würden aber wiſſen, wie ſehr es „Einem“ erleichtere, wenn man ſofort denjenigen kenne, mit dem man es zu thun habe. Er bitte ſie daher, ihm mitzutheilen, was ſie in dieſer Hinſicht wüßten; den Dank ſollten ſie im Voraus dafür nehmen.

Lebendiger Gott im Himmel! Was mußte Kobi da für Dinge vernehmen! Er glaubte in ein Weſpenneſt geſtochen zu haben, ſo wild und ungezügelt flogen ihm die üblen Nachreden um die Ohren. „Vor dem, hieß es, „ſolle er ſich in Acht nehmen, der ſei im Stande, wenn er bemerke, daß man ihn um zwei Kreuzer Werth überhalten wolle, fuchswild zu werden und Einem Arm und Beine zu zerſchlagen. Es ſei ihm dann Jeder gleich, ob reich, oder arm, ob Jud oder Chriſt; wenn der „anfange,“ ſolle Einen Gott behüten!“ Zum abſchreckenden Beiſpiel wurden noch

einige wahrhaft schaudervolle Geschichten zum Besten gegeben, aus denen allen die Lehre hervorging: man solle sich mit ihm in nichts einlassen. Dem Einen hatte er das Haus verboten für immer, weil er ihn bei einem Sack Haber um einen Kreuzer übervortheilt, den Andern, der zu seiner Tochter auf die Beschau gekommen, habe er schimpflich zum Hause hinausgejagt, weil er beim Eintritt die „Mesuseh" zu küssen vergessen, auf einen Dritten hätte er sogar die Hunde hetzen lassen, weil er bei Tisch einen Fehler im „Benschen" begangen. Eines müsse man ihm aber doch nachsagen, was wahr sei: Wenn man den Randar in einer guten Stunde treffe, und ihn zu behandeln wisse, so lasse sich ganz gut mit ihm auskommen, dann sei er wie ein ganz gewöhnlicher Mensch, und „ließe sich um den Finger herumwickeln."

Kobi war mit dieser Auskunft nicht unzufrieden; sie war ihm reichlicher geflossen, als er selbst gehofft hatte. Unter einem Vorwande machte er sich los, dankte, aber nicht so, daß irgendwie ein herzlicher Ton hätte aufmerksam machen können, daß man ihm eine große Verbindlichkeit bewiesen und empfahl sich dann. Mit der „Gelegenheit" fuhr er hierauf weiter, aber schon im zweiten Dorfe, durch das er kam, ließ er wieder halten; daselbst wohnte ein armer „Bestand-

mann," von dem er zuweilen im Vorbeigehen, mehr aus Mitleid als aus wirklichem Bedürfniſſe Manches kaufte. Der Beſtandmann kam weit herum und Kobi ſchloß mit Recht, auch hier müſſe er Bericht erhalten. Die nämlichen Bewillkommungen, dieſelben Ausrufe der Verwunderung, dieſelben Fragen, wohin die „Beſchau" ſich richte, tönten ihm auch hier entgegen. Kobi beantwortete ſie ganz in der nämlichen Weiſe, wie er dieß kurz vorher gethan hatte, er machte kein Hehl daraus, daß er wirklich „etwas" vorhabe, und wußte auch hier den Beſtandmann ſo herumzuführen, daß dieſer ohne die leiſeſte Ahnung mit einem Male im Randarhof ſtand und von dem zu reden und zu ſchnurren anfing, als wäre er eigens dafür bezahlt worden!

Der ſei, hieß es, der größte „Grobian," der auf Gottes Erdboden exiſtire, ſage den Leuten unaufgefordert Wahrheiten ins Geſicht, die ſie lieber nicht hören möchten, genire ſich vor keinem Menſchen, mache ſich auch nichts aus Gott und der Welt. Damit wolle er aber nicht ſagen, daß es im Randarhof etwa „unjüdiſch" zugehe, im Gegentheil, weit und breit, in halb Böhmen gäbe es kein ſo frommes Haus. Aber ein Grobian und ein Flegel ſei er doch wie kein zweiter lebe; man müſſe ſich außerordentlich in Acht neh-

men, um ihn nicht zu erzürnen. Er selbst, der Bestandmann nämlich, habe mit ihm ein „Stückl“ vorgehabt, an das er sein Lebetag denken würde. Er habe einmal eine gute Partie Wolle von einem Bauer kaufen können, aber das Geld habe ihm dazu gefehlt! Da habe er sich gedacht: in der Nähe wohne Rebb Josel Süß, der Randar, dem's auf sechzig oder achtzig Gulden nicht ankomme, bei dem wolle er es versuchen. Wie der ihn aber angeschnauzt habe, das solle seinem größten Feinde nicht zukommen; er wolle ihm das Geld in längstens drei Tagen wieder zurückbringen, habe er ihm in aller Demuth und Bescheidenheit versprochen; er aber, der Randar nämlich, habe ihn fast nicht einmal ausreden lassen, geschrieen und gelärmt mit ihm, als hätte er sein sämmtliches Hab' und Gut begehrt. „Meinst du Jüd',“ habe er gesagt, „ich hab' mein Geld nur für dich? ich hätte mit meinem Geld nur Schnorrer zu füttern? und meinst du vielleicht, mit deinen drei Tagen müßt' ich nicht bis auf den letzten Pilsner Markt*) warten?“

In dieser Stunde hab' er ausgestanden, um alle Sünden abzubußen, er hätte an Leib und Leben

*) Das heißt: auf Nimmerwiedersehen!

gezittert. Zuletzt sei die Tochter dazu gekommen, auf die er große Stücke halte, und da sei er plötzlich ein ganz Anderer geworden. Ob er sich vor dem Mädchen geschämt, oder ob Gott eine bessere Laune über ihn geschickt hatte, könne er nicht angeben. Er sei aber über den Schreibtisch gegangen und habe ihm ohne ein weiteres Wort das Geld hingeworfen. Zuletzt habe er noch zu Tisch bleiben müssen. An den Tag werde er aber noch auf seinem Sterbebett denken."

So erzählte der Bestandmann. Auch mit dieser Auskunft war Kobi zufrieden, und dankte herzlich dafür. Wenn er es genau betrachtete, so lautete der Bericht, den er jetzt erhalten, doch ganz anders, als den er in der ersten Gemeinde empfangen. Der Randar hatte also bei all' seiner Wildheit und Grobheit doch einen „Zipf" — seine Tochter?

Noch in einer dritten Gemeinde, der nächsten zum Randarhof, stellte sich Kobi ein; er wollte sicher gehen. Mußte man ihn da nicht am besten kennen? berieth er wieder in sich, wo man ihn öfter zu sehen bekam, wohin er doch gewiß an Sabath- und Feiertagen in die „Schul" kam? Auch in dieser dritten Gemeinde, deren Einwohner aus hier unberührten Ursachen die „Spöttler" hießen, fand Kobi bald Leute, die ihn nicht lange im Dunkeln ließen. Nachdem Kobi das übliche Kreuzfeuer der

Fragen und Antworten glücklich überstanden hatte, gebrauchte er die nämliche Taktik, um zu seinem eigentlichen Zwecke zu gelangen. Auch hier, wo es zumeist der größten Kunst bedurfte, denn die „Spöttler" hatten feine Nasen, blieb Kobi vollkommener Meister des Feldes.

„Zu dem Bauer wollen Sie gehen?" hieß es mit mitleidig aufgeworfener Lippe, „mit dem ein Geschäft machen? Ist denn das ein Mensch, wie jeder Andere, der Art und Sitte hat? Das ist so ein „Sprostak," *) der nur mit Seinesgleichen umzugehen versteht. Bauern sind ihm seine liebste Gesellschaft, mit einem „ordentlichen" Menschen hält er es gar nicht aus. Schad' ist um seine Tochter, die verdient etwas Besseres, als Jahr aus Jahr ein unter Bauern und Bäuerinnen ihr Leben zuzubringen. Wenn nur die schon aus dem Hause und versorgt wäre! Aber der „Sprostak" wartet gewiß darauf, bis er ihr wieder einen Bauer geben kann, der nichts anderes kann, als mit ihm einen „Franzefuß" spielen, oder sich darauf versteht, wie viel „Stein" ein Ochs hat."

Kobi war es sich sehr wohl bewußt, in welchen

*) Böhmischer Ausdruck für einen bäuerisch groben Menschen.

Abstufungen und Abweichungen das Lob des Randars bisher an sein Ohr geklungen. Von dem „Bären“ und „Unmenschen“ an, als den ihn sein Vater geschildert, bis herab auf den „Sprostak,“ der „Franzefuß“ mit sich spielen ließ, wie viel der merkwürdigsten Farben und Lichter gab es da nicht! All das zusammengenommen bewirkte aber für einen Augenblick, daß ihn ein Schwindel überfiel; es verwirrte ihn mehr, als es ihn aufhellte. Nachdem er so viel über eine und dieselbe Person hatte hören müssen, Dinge, von denen wir nicht den hundertsten Theil erzählen konnten, kam es ihm bisweilen vor, als wisse er eigentlich noch gar nichts über den Randar! Ja, wir müssen es offen gestehen, es überflog ihn einmal ein Gefühl von Furcht und Grauen; sein Unternehmen stieg dann vor ihm in fabelhaft großen Umrissen auf: es erschien ihm als ein Wagniß, dem vielleicht alle seine Kräfte nicht gewachsen seien!

Zum Glücke dauerte diese böse Anwandlung nicht lange. In Kobi's Wesen lag etwas, was federgleich aufsprang, wenn es auch eine Zeit lang gedrückt worden; wir meinen sein frischer Muth. Er erhohlte sich auch bald von dieser Betäubung und als er aus der Gemeinde der „Spöttler“ wieder fortfuhr, war auch jede Spur des beengenden Gefühles verschwunden. Der ein-

zige Gedanke: „Was möcht' mein Vater sagen, der mich klüger hält als sich selbst," verscheuchte wie ein reinigendes Gewitter die bösen Dünste der Entmuthigung.

Es war der Abend niedergesunken, als Kobi in des Randars Dorf einfuhr. Schon aus der Ferne erkannte er das Haus an der breiten behäbigen Fronte, die es gegen die Gasse bildete; es war eine Art Pallast gegen die anderen Bauernhäuser, wie denn die alten Randarhöfe stets ein gewisses vornehmes Wesen an sich tragen. Jetzt begann in Kobis Brust sich wieder eine Beängstigung zu regen, die sein Herz pochen machte; lag doch das Lager des „Feindes" vor ihm! Dem Kutscher befahl er langsam an dem Hause vorzufahren, dann aber sogleich herabzuspringen und die Pferde auszuschirren. Pünktlich wurde der Befehl ausgeführt; die „Gelegenheit" schob sich langsam vorwärts, endlich stand sie.

In demselben Augenblicke trat aus dem Hause eine große vierschrötige Gestalt heraus, der man auf tausend Schritte den Randar angesehen hätte. Der Mann hatte ein wahres Löwenangesicht, kühne grau gefärbte Augenbrauen hingen ihm dräuend herab, während noch zum Uiberfluß ein breiter grauer Backenbart seine starkknochigen Züge umrahmte. Wenn man ihn ansah, mußte man denken, so hätte Simson ausgesehen,

wenn der nicht so frühe seiner Haare beraubt worden wäre.

Der Mann war überdieß in Hemdärmeln und hatte über die Schulter ein blaues Schnupftuch geworfen, was ihn merkwürdiger Weise viel größer und furchtbarer erscheinen ließ.

Kobi sprang rasch aus der Gelegenheit; er stand vor dem Feind!

„Guten Abend, Rebb Josel," rief er laut, aber doch nicht unbescheiden. „Ich bin doch bei Rebb Josel Süß?"

„Den guten Abend zurück," tönte es aus dem Munde des Mannes, aber so gewaltig und tief, daß Kobi um zwei Schritte zurückwich. „Was willst du und begehrst du, Jüngel?"

Diese Anrede machte auf Kobi einen eigenthümlich bewältigenden Eindruck. Daß ihn der Mann mit „per du" und mit „Jüngel" ansprechen würde, hatte er nicht erwartet. Aber zugleich überkam ihn einer jener wunderbaren Gedankengriffe, die den Menschen oft in äußerster Gefahr an der Seele fassen und sie stille stehen und die Augen weit zu öffnen heißen!

Blitzschnell sah er ein, wie hier nur Entschiedenheit, ein festes und sicheres Wesen, ein furchtloses Auftreten etwas vermögen; er fühlte, mit dem Manne

müsse man wie ein Ebenbürtiger verkehren, Stirn gegen Stirn, und vor Allem es nicht durchblicken lassen, daß man sich vor ihm fürchte.

„Ich hätt' ein Geschäft mit Ihnen, Rebb Josel." sagte Kobi mit sicherer Stimme, „wenn Sie nämlich Lust dazu haben."

„Am Cholemoed mach' ich kein Geschäft," sagte der Mann kurz, aber scharf betont, „komm nach Jontef (Feiertag) Jüngel."

„So lange werd' ich kaum warten können," meinte Kobi mit Freimuth. „Ich gehöre zu den Leuten, die nicht gern etwas aufschieben. Lieber etwas heute, als morgen gar nichts."

„Hast du auch die Maxim', Jüngelchen?" rief der Randar, aber mit einer Stimme, die wie das Geschmetter einer Trompete klang. Kobi war wahrhaft erschrocken. Hatte er etwas gesagt, was dem Randar mißfiel? oder lag in diesen Donnerworten eine gewisse Billigung? Dennoch faßte er sich sogleich; er hielt es für das Beste, in dem angeklungenen Tone fortzufahren.

„Ja, das ist meine Maxim'," sagte Kobi muthig, aber keineswegs altklug, „und ich hab' immer gefunden, daß man sich dabei am besten steht."

Der Randar sprach darauf kein Wort; aber da-

für kam hinter den buschigen Augenbrauen ein Blick hervor, so prüfend und versetzend, daß ein Anderer zehnmal in einem Athemzug die Blicke würde niedergeschlagen haben. Aber Kobi hielt ihn aus, trotzdem ihn dabei eine grimmige Eiskälte durchrieselte.

„Wenn das deine Maxim' auch ist, Jüngel, so kann von einem Geschäft schon die Rede sein," sagte der Randar nach diesem Blicke, der nicht zu Kobi's Ungunsten ausgefallen sein mochte; denn die Stimme klang jetzt bei Weitem nicht mehr so grauenhaft; sie schien wie geölt. Kobi wollte auch bemerkt haben, daß eine Art Lächeln dabei über die harten Züge flog; alles das gab ihm höheren Muth, er fühlte, wie es ihm wieder warm wurde in den Adern.

„Spann' aus!" rief Kobi dem Kutscher zu, der dieses Befehles gewärtig während dem die Hälfte dieser Arbeit bereits vollführt hatte.

„Was soll's?" meinte der Randar, aber durchaus nicht unfreundlich. „Sind wir denn mit dem Geschäft nicht bald fertig? Es wird nicht so viel dran sein?"

„Das können Sie nicht wissen, Rebb Josel," sagte Kobi, „Einer, der sicher gehen will, muß sich zu einem Geschäft Zeit nehmen. Ich laß' daher ausspannen; die Pferde sind ohnehin heut' schon sechs Meilen gelaufen."

Wieder fiel ein Blick unter den Augenbrauen des Randars auf Kobis ganzes Weſen; es mochte dem bährenhaft ſtarken Manne ſonderbar vorkommen, wie ſo ein „Jüngel“ den Muth haben konnte, in dieſer Weiſe mit ihm zu ſprechen.

„Meinetwegen,“ ſagte er darauf, „aber jetzt mach', daß Du hereinkommſt.“

Das war für Kobi ein Zeichen voll guter Bedeutung; wenigſtens legte er es ſich ſo aus. Dennoch folgte er nicht ſogleich der Einladung des Randars, wie ein Anderer wohl eiligſt gethan hätte. Er blieb ſtehen.

„Nun, warum kommſt Du nicht?“ rief der Randar plötzlich, als er dieß merkte, barſch und grob. „Soll man Dir das zweimal ſagen?“

„Ich geh' nicht Rebb Joſel,“ ſagte Kobi mit großer Feſtigkeit, „und wenn ich Tauſende an Ihnen zu verdienen hätte. Ich bin in dem Hauſe nicht aufgenommen worden, wie ein Jüd' den andern aufnehmen ſoll.“

„Wie meinſt Du das, Jüngel?“ rief der Randar mit der ganzen Fülle ſeiner ſchreckhaften Stimme. „Bin ich etwa kein Jud'?“

„Verzeihen Sie mir, Rebb Joſel, und nehmen Sie mir's nicht übel,“ meinte Kobi, ohne im Min-

desten erschrocken auszusehen, „ich bin's vom Hause aus gewohnt: Wenn ich in ein Jüdenhaus komm', so gibt man mir einen „Scholemalechem (Friedensgruß)."

Da drang aus der breiten Brust des Randars etwas herauf, was man ferne grollendem Donner hätte vergleichen können; es dauerte eine geraume Weile, bis es den Weg aus den tiefsten Tiefen des gewaltigen Körpers herausgefunden, und als Lachen zum Munde hervorquoll.

„Meinst Du das?" rief er übermächtig," ich habe nicht geglaubt, Jüngel, daß Du auch darauf etwas hältst. Meinetwegen also! da hast Du meinen „Scholem Alechem."

Er trat damit Kobi entgegen und streckte ihm die übergroße Hand entgegen.

„Alechem Scholem," sagte Kobi freudig, und schlug in die dargereichte Hand ein.

Das war ein Händedruck! Manche Leute hätten zwar gesagt, so könne nur ein grober „Sprostak" drücken; für Kobi war er aber in diesem Augenblicke unbezahlbar. Der Händedruck, so mußte er sich's innerlich sagen, den hatte er sich verdient! er hätte dafür Vieles nicht gegeben, daß er gerade so und nicht anders ausgefallen."

„Und jetzt komm' und setz' ab," sagte der Randar und ging ihm voraus ins Haus.

Das ließ sich jetzt Kobi freilich nicht zweimal sagen. Er folgte dem riesigen Manne, der ihn durch ein großes Vorhaus führte, das von oben bis unten mit Getreidesäcken vollgestopft war, bis sie an die eigentlichen Wohnzimmer kamen. Ehe sie eintraten, hatte Kobi schon die Stelle erspäht, wo an der Thürpfoste, mit einem gläsernen Fensterchen versehen, die „Mesusch" glänzte, und sie mit der Hand berührt, die er dann andächtig zum Munde führte. Wieder fiel der Blick des Randars auf ihn; er fühlte die drohenden Augen auf sich ruhen, aber der Blick brannte nicht mehr, jagte ihm auch keine Eiskälte ein; er war fast milde.

Die erste Stube, durch die er mit dem Randar kam, war die „Schenkstube." Neben trinkenden Bauern fand er allerlei hergewandertes „Schnorrervolk," wie es jeder Abend aus allen vier Weltenden in den Randarhof zusammenwehte, Männer, Weiber und Kinder. Es waren das grauenhafte, vom Schmutze des Elends und des Weges verwitterte Gestalten, die da zur Nachtherberge versammelt waren. Dennoch nahm Kobi keinen Anstand, trat auf jeden der Männer zu, sie mit einem herzlichen „Scholem Alechem" begrüßend,

und das alles mit jener gewinnenden Freundlichkeit, die in dem „Schnorrer“ nur den ärmern Mitbruder sah.

Rebb Josel sah diesem Thun mit einer Art Erstaunen zu; es mochte ihm noch nicht vorgekommen sein, daß sich ein so „feines Jüngel“ so mit dem Schnorrervolke „herstelle.“ Die stark gehämmerten Züge seines Antlitzes nahmen dabei einen eigenthümlich beobachtenden Ausdruck an.

In der eigentlichen Wohnstube angekommen, sagte der Randar:

„Jetzt setz' Dich, Jüngel, und laß' uns von Deinem Geschäft reden. Ist etwas daran zu verdienen?“

„Je nachdem man's nimmt,“ sagte Kobi, „wenn's nicht für Beide von Vortheil sein könnte, wär's dann ein Geschäft?“

Das sprach Kobi übrigens nicht mit dem bisher behaupteten Muthe. Daß der Randar wirklich das Geschäft verhandeln wollte, erschien ihm keineswegs als ein gutes Zeichen.

„Da hast Du wieder Recht,“ lachte der Randar. „Zu einem Geschäfte gehören Zwei: Einer, der gewinnt und der Andere, der gewinnen läßt.“

„Wie aber, wenn alle Zwei gewinnen?“ entgegnete Kobi wieder beherzter.

„Das versteh' ich nicht, das ist mir zu hoch,“ sagte der Randar grob, „mit mir, Jüngel, mußt Du teutsch reden.“

„Verzeihen Sie, Rebb Josel,“ meinte Kobi bescheiden, „wenn ich Ihnen heute darüber keine Auskunft geben kann; morgen aber, wenn das Geschäft vorüber, will ich es Ihnen gleich sagen.“

Dem Randar schien diese Ausflucht einzuleuchten; er brach von dem berührten Gegenstande ab.

„Es wird heut' zu spät sein, vom Geschäft zu reden,“ meinte er sodann. „Wenn Du willst, kannst Du hier bleiben über Nacht, Jüngel, es soll Dir und dem Kutscher an nichts fehlen. Das Pferd werd' ich in den Stall führen lassen.“

„Ich nehm's mit Dank an,“ sagte Kobi bestimmt, „ich glaub' selbst, es ist besser, wir lassen das Geschäft bis morgen sein; über Nacht kann man vieles ausschlafen.“

Sein Herz schlug nach diesen Worten wieder freier; er hatte nun das Recht, die Erlaubniß, hier zu bleiben. Ohne daß der „Feind“ den geringsten Widerstand entgegen setzte, hatte er sich mitten im

Lande festgesetzt. „Wird er dich von hier vertreiben können?“ fragte er sich.

„Hast Du Hunger, Jüngel?“ fragte ihn hierauf der Randar.

„Ich komm' heute schon weit her, und in die „Garküchen,“ wo ich durchgekommen bin, hab' ich nicht gehen wollen,“ meinte Kobi, der in diesem Augenblicke wohl wußte, warum er dieses sagte.

„Warum nicht? Jüngel?“ rief der Randar wieder mit seiner schreckhaften Stimme, aber zugleich mit einem gewissen lauernden Blick hinter den Augenbrauen. „Warum nicht? Kochen Dir die Garküchen vielleicht nicht gut genug? Bist Du vielleicht an „auswärtige“ Kost gewöhnt?“

Kobi verstand den Randar recht gut, was dieser unter „auswärtiger“ Kost meinte.

„Ich will die Kost und jene nicht,“ sagte er mit dem wahrsten Ausdrucke in Stimme und Geberde, „mir ist am liebsten, wenn ich zu Hause mein Essen haben kann. Darüber geht nichts, und dann kostet es auch nicht so viel.“

Dem Randar mochte diese Antwort nicht mißfallen haben; seine Stimme stieg wieder von den tiefen Tönen der Grobheit zu den etwas höhern seiner gewöhnlichen Barschheit hinauf.

„Zu essen sollst Du bekommen, Jüngel," sagte er, „daß Du genug hast, und schmecken soll's Dir auch, wie ich hoffen will, denn es ist Alles von meiner Tochter gekocht."

So sehr Kobi bis zu diesem Augenblick als Meister des Schlachtfeldes sich behauptet hatte, so verlor er beinahe durch die einzige Nennung der Tochter alle bisher errungenen Vortheile, ein Umstand, der, wie dies die Kriegsgeschichte aller Zeiten darthut, auch bei den größten Feldherren aller Jahrhunderte sich findet.

„Ihre Tochter, Rebb Josel, kocht?" rief er unüberlegt heftig, in einem Tone, der zu dem bisher eingehaltenen in zu lautem Gegensatze stand, als daß er nicht hätte auffallen sollen.

„Was hast Du, Jüngel?" fragte der Randar, „kommt Dir das so sonderbar vor, daß ein Mädchen kocht?"

Kobi hatte wieder die alte Fassung; er hatte sich nur in einem unbewachten Augenblick weiter fortreißen lassen in das Schlachtgewühl, als die Klugheit erlaubte.

„Sonderbar kommt es mir nicht vor," meinte Kobi ruhig, „weil es sich von selbst versteht; aber doch ist es mir wie ein Wunder. Wissen Sie Rebb Josel, wie es unsere Mädchen in den Gemeinden jetzt an-

fangen mit dem Kochen? Vier Wochen vor der Hochzeit läßt man aus Prag ſich ein dickes Kochbuch bringen, und nun werden ſie von der Mutter in die Küche hinausgenommen — und dann werden ſie für ausgelernte Köchinen ausgegeben. Wenn dann der Bräutigam zufällig kommt, ſo findet er ſie mit dem Kochlöffel in der Hand, oder das Geſicht eingerußt. Haben da unſere Weiſen nicht recht, daß ſie einem Mann erlauben, ſich von ſeinem Weib zu ſcheiden, wenn ſie ihm eine „angebrinzelte“ Suppe auf den Tiſch ſetzt?“

„Sagen das wirklich unſere Weiſen?“ rief der Randar und lachte dabei ſo überlaut, daß der Lehnſtuhl unter ihm Zuckungen bekam.

„Es ſteht im Talmud,“ betheuerte Kobi.

Der Randar lachte noch unbändiger.

„Da ſieht man,“ rief er, „was ſie vor alten Zeiten für Köpf' auf ſich gehabt haben. Sie haben ſchon damals nicht gern eine angebrinzelte Suppe gegeſſen; darum haben ſie das angeordnet. Nun, Jüngel, die wird Dir nichts Angebrinzeltes auf den Tiſch ſetzen, da drauf kannſt Du Dich verlaſſen.“

„Mir?“ klang es fragend in Kobis Innern. „Was meint er damit?“ Aber er hatte nicht Zeit dieſen Gedankenfaden weiter fortzuſpinnen.

„Du sollst das gleich sehen," sagte der Randar. „Mirl," rief er mit Donnerstimme, „komm' 'n Bissel herein, Mirl!"

Gleich darauf öffnete sich eine Thüre und auf der Schwelle erschien ein Mädchen, schön und groß, von der Gluth des Feuers lieblich geröthet, wie Kobi nie Eines gesehen. Alles Blut sprang ihm vom Herzen zum Kopfe, sein Gesicht mußte selbst in die tiefste Röthe getaucht sein; die Augen brannten ihm. Einen solchen Anblick hatte er nicht erwartet!

„Mirl," sagte der Randar, „koch' uns etwas, wir wollen bald essen. Das Jüngel da ist unser Gast, und bleibt auch über Nacht da. Aber laß' Dich nicht beschämen; das Jüngel da kommt aus einer Gemeinde, wo die Mädchen, wenn sie kochen wollen, ein Kochbuch aus Prag müssen holen lassen. Da nimm Dich also in Acht, denn der wird's besser gewöhnt sein, als wir Bauern."

„Ja, Vater Leben," sagte Mirl mit wohlklingender Stimme, die wunderbar an Kobi's Herz griff; „das Essen ist auch bald fertig, Du weißt, ich koch' immer etwas mehr."

Damit wandte sie sich ab; im Fortgehen glitt ein flüchtiger Blick über Kobi. Errieth sie, wer er war? was er wollte?

Als das Mädchen sich entfernt hatte, entstand eine gefährliche Stille zwischen den beiden Männern. Kobi wäre es unmöglich gewesen, in diesem Augenblicke einen Laut hervorzubringen, so ungestüm pochte sein Herz, so unbändig wogte der Strom seines Blutes. Alle Geister der Jugend waren über ihn gekommen, jene starken, bezwingenden Mächte, die zwischen vier Menschenaugen ihr luftiges Reich aufgeschlagen haben; die, was sie einmal ergriffen, entweder himmelhoch tragen oder in bodenlose Tiefen schleudern, die kein Senkblei noch ergründet hat.

„Wie gefällt Dir mein Mädel? Was sagst Du zu ihr?" fragte plötzlich der Randar.

Diese Frage verwirrte Kobi noch mehr; mühsam rang er nach Fassung, aber die tiefe Röthe, in der sein Gesicht brannte, von dort verbannen, vermochte er doch nicht.

„Was soll ich sagen, Herr Randar?" meinte er stotternd. „Wenn ich sagen möchte: sie ist das schönste und lieblichste Mädchen, was ich in meinem Leben zu sehen bekommen habe, möchten Sie mir es glauben? Oder schickt es sich, daß ich es sage?"

„Sag's nur geradezu heraus," rief der Randar stark, „ich weiß am besten, was an meiner Tochter ist."

„So sag' ich," rief Kobi mit vor Innigkeit beben-

dem Tone, unter dem sein ganzes Wesen erzitterte, „daß Gott es mit dem sehr gut meinen muß, dem er sie als Weib beschert.“

Das Wort war gesprochen; über Verstellung und Kunst hatte es siegreich sein Banner gepflanzt; wie ein Bergstrom, den ein plötzliches Hochgewitter schwellt, kam es daher gerauscht, und achtete nicht des bis nun so sorgfältig Gehegten und Gepflegten. Jede Reue kam nun zu spät; Kobi empfand das in dem nämlichen Augenblicke. Gott der Lebendige wußte, welche Verwüstung das wilde Bergwasser angerichtet; — dennoch hätte Kobi es nicht unausgesprochen gewünscht. Furchtsam blickte er nach dem Randar hin, um an dessen Zügen zu sehen, wie das Wort gewirkt hatte; zu seinem höchsten Erstaunen bemerkte er aber, wie dort eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; es spielte ein Lächeln und Behagen zwischen diesen geschmiedeten Muskeln, die sie milde, wie von Sonnenlicht bestrahlt, erscheinen ließ.

„So wahr ich Josel Süß heiße,“ sagte der Randar mit mühsam erzwungener Stärke, „du hast Recht, Jüngel! Wer die kriegt, bekommt ein W e i b! Mehr sage ich nicht; es ist nicht meine Sach' über ein Kind viel zu reden; aber das kann ich dir sagen: Seit mein Weib todt ist hab' ich keine Minute gefühlt, daß

sie mir fehlt. Sie füllt jeden Winkel im Haus mit Leben aus. Oft hat's mir den Sinn durchfahren, daß die kein Jüngel geworden ist, daß ich doch Jemanden gehabt hätte, dem ich den großen Hof hätte übergeben können. Aber sie ist mir doch tausendmal lieber als fünfzig Knaben, die sitzt mir im Herzen und macht mir Freude, wie nichts in der Welt, und wenn ich Einem Menschen etwas schuldig bin, so ist's ihr. Gott soll sie mir behalten!"

Gleich darauf, als hätte er sich zu viel erniedrigt, indem er sein starkes Wesen unter dem Eindrucke der väterlichen Zärtlichkeit Einbuße hatte leiden lassen, meinte er mit seinem gewöhnlichen Tone:

„Wie steht der Haber bei dir zu Hause?

Kobi konnte nicht sogleich antworten, so bewegt hatte ihn die Rede des harten Mannes, der als „Bär," „Wolf" und „Unmensch" in den Erzählungen der Gemeinden spukte. Hätte sich die Mutter noch gefürchtet, mußte er innerlich sich fragen, mich zu ihm zu schicken, wenn sie ihn so reden gehört hätte? Aber gut war es doch, daß der Randar dem Gespräch eine so kühle Wendung gab.

„Nun Jüngel?" fragte er noch einmal, „wie steht bei dir der Haber zu Hause?"

„Vier Gulden dreizehn Groſchen, Herr Randar,“ beeilte ſich Kobi zu ſagen.

„Nicht höher?“

„Am letzten Wochenmarkt,“ theilte Kobi noch mit, „hat man ſo viel, als man will, um dieſen Preis haben können.“

„Verſtehſt du dich auf Haber, Jüngel,“ fragte der Randar faſt verwundert.

„Es iſt zwar nicht mein Geſchäft,“ meinte Kobi, „aber man kann nicht wiſſen, wie Einem ſo etwas einmal unter die Hände kommt. Dann möchte ich nicht gern in ein Unglück gerathen.“

„Du ſcheinſt vielerlei Sachen zu verſtehen, Jüngel,“ ſagte nach einer Weile der Randar mit einem ſo bedeutſamen und feinem Lächeln, wie es die Spöttler dem „Sproſtak“ nicht zugetraut hätten.

In Kobi aber drängten ſich, ſeitdem er den verhängnißvollen Ausſpruch gethan, Geiſter auf Geiſter, die nach Erlöſung ſchrieen; es überkam ihn eine Art von Ermüdung, da zu ſitzen und mit dem Randar über den Preis des Habers zu ſchwatzen, während er doch nicht wußte, ob ſie gerade, um derentwillen er das Wagniß unternommen, einverſtanden damit ſei, ob er bleiben, ob er wagen dürfe? Denn wie trefflich der „Min“ es bisher verſtanden haben mag, die geheimſten Abſichten

seiner Mission vor uns, ja vor sich selbst in Dunkel zu hüllen, jetzt, das fühlte er, war der Augenblick gekommen, der seine kühnen Entwürfe entweder der zerstörenden Lächerlichkeit des Nichterfolgs oder dem glücklichsten Gelingen anheimgeben mußte. Ein Vater, fuhr es ihm blitzschnell durch den Sinn, der seine Tochter so hoch stellt, werde doch nicht seinen eigenen Willen als allein maßgebend ihr aufdrängen, wenn es sich darum handle, ihre Lebenszukunft festzustellen? Werde er nicht auch auf die Stimme seines Kindes horchen? Wenn sie nun nicht wollte? —

Eisige Schauer erfaßten ihn; er mußte nach der Stirne greifen, sie war kalt. Wohin hatte er sich begeben? in welches verwegene Spiel sich eingelassen? Er, der Sohn Wolf Mins wollte die einzige Tochter des steinreichen Randars — —?

Doch dieselben Geister, die ihn bisher geleitet, diese starkgemuthen Geister bannten eben so schnell, als sie gekommen, ihre Feinde, die bange Furcht und die zagende Entmuthigung aus seiner Seele. Der Min war sich es klar, daß er sein Haupt über dem Wasser halten müsse. Zu viel hing davon ab, ob er ausharrte oder beschämt davon schliech!

Wenn sie nun nicht wollte? —

Darüber mußte Kobi bald Licht haben, das mußte

noch vor dem Essen entschieden sein. Unter dem Vorwande, nach seinem Kutscher sehen zu müssen, ging er hinaus. Das flackernde Licht, das über den Hausflur fiel, zeigte ihm den Weg zur Küche; ein flüchtiger Blick hatte ihn belehrt, daß die, die er suche, darin sei. Rasch trat er hinein und auf das erschrockene Mädchen zu.

„Verzeihe mir," sagte er in fliegenden Worten, aber voll Innigkeit und Wahrheit, „wenn ich dir vielleicht ungelegen komm'. Deinetwegen bin ich da, Deinetwegen bin ich gekommen. Sieh mich an und sage mir dann: darf ich bleiben und mit deinem Vater reden? oder soll ich gehen? Wenn ich gehen soll, sag' mir es gleich, ich möchte nicht zwei Minuten länger leben und nicht wissen, was entweder mein Glück für ewig machen wird, oder mir sehr leid, sehr wehe thun möchte."

So sprach Kobi, und indem er diese Worte mehr flüsterte als betonte, war dabei sein ganzes Wesen von jenem Schimmer innerster Neigung überglüht, die mächtiger das Herz ergreift, als die feuerigsten Schwüre. Das mußte das liebliche Mädchen auch fühlen in diesem Augenblicke; seine Blicke flogen in holder Verwirrung umher, bis sie an dem Jünglinge haften blieben, der zu ihr sprach, wie noch Keiner gesprochen.

„Hab' ich dich beleidigt?“ fuhr Kobi in demſelben Tone fort, „ſo will ich gehen. Aber ich denke, das kann kein Mädchen beleidigen, wenn ein Mann um ſie wirbt. Sag', darf ich bleiben?“

„Ich kann nichts ſagen, wenn's mein Vater nicht erlaubt!“ ſtotterte Mirl und wagte es, dem jungen Manne dabei in die Augen zu ſehen.

„Du ſiehſt ja, dein Vater ſelbſt heißt mich hier bleiben,“ ſagte Kobi, „aber wenn du es nicht zugibſt, was hab' ich dann davon? Und wenn er hundertmal ſagt: Nimm ſie, und du willſt nicht, meinſt du, ich möcht' nur einen Finger nach dir ausſtrecken?“

„Mein Vater iſt ſchon ſo oft betrogen worden,“ meinte Mirl verlegen, „daß ich glaub'!“ —

„Daß ich ihn auch betrügen werde?“ ergänzte Kobi, „du kannſt das nicht glauben, Mirl, ſo lieb mir mein Vater und meine Mutter ſind, du darfſt das von mir nicht glauben. Ich weiß, was du deinem Vater biſt; meinſt du, wenn ich nicht überzeugt wäre, wir Zwei zuſammen könnten ihn noch glücklicher machen, möcht' ich mich unterſtehen, ſo mit dir zu reden?“

Mirl richtete ſich hoch auf nach dieſen Worten; Thränen glänzten in ihren Augen, mit bebender Stimme ſagte ſie.

„Kann man ſich wirklich auf dich verlaſſen?“

„Ich schwör' nicht," sprach Kobi innig, „aber glaub' mir."

„So bleib!" sagte sie leise, fast unvernehmbar.

Unwillkührlich suchten und fanden sich zwei Hände, und konnten fast nicht von einander lassen. Kobi aber ließ zuerst ab. —

Als er wieder in die Wohnstube kam, fand er den Randar, den Kopf in die Hand gestützt, wie in tiefes Nachsinnen versenkt. Er fuhr auf:

„Nun, ist dein Kutscher versorgt?" fragte er.

„Ganz gut, Rebb Josel," entgegnete Kobi, „dem Pferd schmeckt Ihr Haber außerordentlich gut."

„Das glaub' ich," meinte der Randar mit einem gewissen Stolze, „mein Haber ist auch gut." —

Die Zeit bis zum Essen verstrich unter mannigfaltigen Gesprächen. Der Randar kam mit keinem Worte auf das Geschäft zu reden; dennoch handelte es sich dabei um nichts Anderes, als was Bezug hatte auf Handel und Wandel. Es war eine Art Prüfung, die der Randar mit ihm anstellte, und außerordentlich gelehrte Männer mit großen Bibliotheken im Kopfe, woraus sie auf ein Quentchen auszurechnen wissen, wie viel Fleisch, Milch und Brod auf eine arme Menschenseele kommen, wenn ihr das Glück beschеert ist, sich dieser Dinge erfreuen zu dürfen, hätten dabei

Gelegenheit gehabt, die Fülle von Kentnissen aus allen Zweigen der Landwirthschaft, der „Nationalökonomie," ja sogar der Statistik zu bewundern, die die Beiden entwickelten. Vom eisernen Nagel, der unbeachtet auf der Gasse lag, bis hinauf zu dem Sack Wolle, der auf dem Schiff nach England hinüberschwamm, vom Hasenhäutchen an, das der Hausierer mühsam den Händen des Waldhegers entrang, bis zum Runkelrübenzucker, der in tausenden von Fässern in den Prager Fabriksniederlagen aufgespeichert lag, wußten die Beiden Bescheid. Kobi zeigte sich als einen offenen Kopf, der mit hellen Augen sich in der Welt umgesehen, viel beobachtet und noch mehr in sich bewahrt hatte, wenn es auch nicht im Zusammenhange mit seinem Geschäfte stand.

Der Randar sprach kein Wort des Lobes, aber Kobi hörte es ihm an, daß ihn seine Antworten befriedigt haben mußten.

Diese Prüfung dauerte bis zum Essen. Mirl kam und deckte auf den Tisch ein schneeweißes Linnen, stellte darauf drei Teller und Eßgeräthe und brachte zu guter Letzt noch einen mächtigen Krug Bier. Dabei folgte Kobi jeder ihrer Bewegungen; es lag in jeder ein besonderer Reiz, oder wie es unübersetzbar in der Sprache des Ghetto's heißt: ein „Tam," wie er ihn noch nie gesehen.

Das Essen war reichlich und gut, und Kobi, den Liebesqual und Mühe hungrig gemacht hatten, ließ ihm auch alle Gerechtigkeit widerfahren. Er lobte die Speisen nicht, weil dieses Lob vielleicht zu auffallend geklungen hätte, aber er bewies es durch die That, was er von Mirls Küche hielt. Er ließ sich auch nicht „zwingen," aß seinen Teller rein ab, und sprach auch dem Biere zu.

„Das ist schön von dir", sagte der Randar einmal, den der frische Appetit seines Gastes offenbar freute, „daß du keinen „Derech Erez" *) auf deinem Teller zurücklassest. Wenn der Mensch hungrig ist, soll er sich nicht schämen und soll essen. Ein Mädchen ist was Anderes; die wird von der ganzen Welt gemustert und muß darauf sehen, daß sie für keine Fresserin gilt. Denn das könnt' ihr schaden. Warum soll sich aber der Mann geniren?"

Zufällig blickte Kobi auf Mirls Teller; die Speise war beinahe unberührt, und das Mädchen erröthete in diesem Augenblicke unbegreiflich stark.

Als abgespeist war, sagte der Randar zu Mirl:

*) Leute, die auf die „Beschau" kommen, lassen gewöhnlich einen Theil der Speisen auf dem Teller zurück, vielleicht um nicht den Schein großer Eßlust auf sich zu laden. Man nennt dieß „Derech Erez" (Landessitte).

„Ruf jetzt einen von den „Schnorrers" herein."

Kobi verstand, was dieser Ruf bedeutete. Der Randar wollte ihn einer neuen Prüfung unterwerfen; wahrscheinlich ihn mit dem „Benschen" (Tischsegen) beehren; denn, da sie nur zwei Männer waren, gehörte wenigstens noch ein Dritter hinzu, um „Mesumen benschen," d. h. in Gesellschaft laut beten zu können.

Kobi hatte das Rechte getroffen. Als der Schnorrer gekommen, sagte der Randar:

„Jetzt bensch, Jüngel."

Kobi schenkte erst dem Randar, dann dem Schnorrer und sich selbst das Glas mit Bier voll und indem er es aufhob und sich dabei leicht gegen den Randar verneigte, rief er mit lauter Stimme in der heiligen Sprache Zions:

„Mit Erlaubniß des Herrn Hausherrn: Gelobt sei, von dem wir Speise erhalten!"

Mit kräftigem Tone wiederholten die zwei Anderen das: Gelobt sei, von dem wir Speise erhalten, worauf Kobi mit lauter Stimme den langen Tischsegen so rund und geläufig hersagte, daß auch nicht eine Silbe „überschluppert" schien. Kein Landrabbiner hätte mit mehr Weihe und Kraft von Anfang bis zu Ende das langathmige Gebet zu Stande gebracht.

Zum Schlusse erhob Kobi noch einmal das Glas und indem er den Segen darüber sprach, nippte er davon und verbeugte sich dann nochmals gegen den Randar, dem er mit einem: „Zur Kraft" dankte. Als Kobi hierauf nach Mirl blickte, fand er ihr liebes Antlitz von Freude strahlend; er hatte also „gut" gebenscht? —

Nachdem Mirl wieder abgeräumt hatte, meinte der Randar, der sich weit und breit in seinem Lehnstuhl streckte, indem er mühsam das Gähnen unterdrückte:

„Was machen wir jetzt bis zum Schlafengehen? Kannst Du einen „Franzefuß" spielen, Jüngel? Du verstehst Dich ja auf Alles."

Kobi besann sich einen Augenblick, ob er auf diese kitzliche Frage mit Ja antworten solle; aber eben so rasch sagte er darauf:

„Wenn man mich gerade benöthigt, laß' ich mich auch zu einem „Franzefuß" gebrauchen."

„Gut, Jüngel," meinte der Randar, der sich zurecht setzte, „wir wollen sehen, was Du kannst."

Mirl brachte Karten und Kreide. Der Randar ergriff das „Pasch" Karten, blätterte sie mit kunstgeübter Hand durch und gab dann aus; auf Kobi waren merkwürdiger Weise lauter schlechte Blätter gefallen.

Ehe das Spiel nun begann, griff der Randar, in seine Hosentasche und legte einen silbernen Zwanziger neben sich, Kobi griff ebenfalls nach Geld, brachte aber nur einen kupfernen „Scheinkreuzer" heraus, den er gleichfalls in bescheidener Ferne auf den Tisch fallen ließ.

„Was soll das?" rief der Randar mit dem ganzen Ungestüm seiner derben Natur, „meinst du, ich bin ein Schnorrer, daß ich mit dir um einen Kreuzer spielen werde? Du spielst mit Josel Süß, Jüngel! Verstehst du das?"

„Und ich spiel' um nicht höher," sagte Kobi entschieden. „Das können Sie thun, Rebb Josel, ich thu's nicht."

„Ich spiel' aber nicht um einen lumpigen Kreuzer," schrie der Randar zornig.

„Zwingt Sie denn Einer, Rebb Josel?" meinte Kobi lächelnd.

Der Randar murmelte etwas zwischen den Zähnen, was Kobi entging, dann ergriff er die Kartenblätter, und sagte in einem ruhigen Tone: „Fang an, Jüngel. Ich will dir zu Gefallen deinen Kreuzer wie einen Zwanziger ansehen. Spiel' aus!" —

Kobi verstand sich vom väterlichen Hause aus vortrefflich auf dieses in den Gassen des Ghetto's be-

sonders beliebte Spiel, er konnte jetzt den Meister zeigen; ohnehin waren ihm „schlechte" Karten zugefallen, wie leicht konnte er da seine Geschicklichkeit, ja seinen Verstand glänzen lassen! Wenn er aber gewann, beleidigte er damit nicht seinen Gastherrn? gebot es nicht schon die Artigkeit, daß er den Randar gewinnen ließ? Wer aber stand ihm dafür, daß der Randar mit seinen scharfen Augen es nicht durchblicken würde, Heuchelei, Gefallsucht und dgl. dahinter sehen könnte? Dennoch entschloß sich Kobi für das Letztere; er wollte den Randar gewinnen lassen. Von Zweien, die mit einander spielen, kam er innerlich zum Schluß, will jeder gewinnen und freut sich Jeder, selbst wenn ihm nur ein kupferner Kreuzer zufällt. Sollte der Randar anders geartet sein?

Kobi wandte nun die Kriegslist an, daß er sich trotz der schlechten Karten anfangs als Meister des Spieles bewies; bald darauf ließ er die Flügel hängen, machte auffällige Fehler, und zog sich eine Niederlage zu, die er wohl vermeiden konnte. Als er beim Umblättern der Karten zufällig nach Mirl sah, bemerkte er einen Zug sorgenvoller Traurigkeit auf ihrem Antlitze; unmerklich aber nur ihm verständlich, glaubte er sie ihm zuwinkend gesehen haben. Was wollte sie? Um Gottes Willen! Hatte er irgend einen Fehler begangen,

vor dem sie ihn warnte? Welchen? Er sah schärfer nach ihr hin; die Traurigkeit war noch nicht verschwunden, sie winkte ihm auf's Neue! Nun wußte er es deutlich und klar.

Beim zweiten Spiel beschenkte ihn das Geschick mit besseren Karten; allem Anscheine nach konnte er nun so leicht gewinnen, wie man die Hand umdrehte; dennoch beschloß er bei der einmal angenommenen Kriegslist zu verharren, nähmlich sich selbst zu schlagen. Der Randar sollte nicht meinen, sein Herz klammere sich an einen Zwanziger. Diesmal beging er noch auffälligere Fehler; der Randar war auch kein Kind im Spiele und benützte jede Blöße Kobi's mit geübtem Scharfblick. Wieder sah Kobi nach geendigtem Spiele nach Mirls Angesicht; jener Zug der Traurigkeit lag noch immer darauf, es kam ihm sogar vor, als ob sie ihn mitleidig anblickte; sie winkte nicht mehr. Lebendiger Gott! was hatte er begangen, er war sich doch keines Fehlers bewußt! Verwirrt, mit Schwindel im Kopfe, Dunkel vor den Augen begann er das dritte Spiel.

Kobi spielte wieder schlecht; mitten darin sah er zu Mirl hinan; nun bemerkte er gar Thränen in ihren Augen. Zugleich fühlte er, wie unter dem Tische sein rechter Fuß leise, fast zu leise berührt war. Er

sah noch einmal nach ihr hin; tiefes Erröthen zog blitzschnell über das holde Gesicht, um gleich darauf dem traurigen Zuge wieder Raum zu gönnen. Nun trat Todesschweiß auf Kobi's Stirne, das Blut gerann ihm in den Adern. Was wollte sie? Wovor warnte sie ihn? Denn das empfand er im Tiefsten seiner Seele — sie warnte ihn! Etwa, daß er den Vater gewinnen ließ? Konnte das ein solches Vergehen in ihren Augen sein? Zum erstenmale im Leben rathlos bemächtigte sich seiner ein verzweifelndes Gefühl, immer düsterer zog es vor seinen Augen auf. Nacht umgab ihn, aus der nur Mirls holde Schönheit wie ein Stern glänzte. Aber ohne es zu wollen, hatte er während dieses Zustandes einige Meisterwürfe gethan; erstaunt bemerkte er, daß das Spiel zu seinen Gunsten sich umgestaltet hatte.

Als er jetzt wieder nach Mirl sah, war jener Zug verschwunden, ein mildfreudiges Lächeln strahlte über ihr ganzes Wesen. Meinte sie es so? jubelte es stürmisch in der angstbefreiten Brust Kobi's. Nun sollte sie mit ihm zufrieden sein, der Randar inne werden, daß er einen wirklichen Meister vor sich hatte. Kobi fühlte sich neugestärkt.

In den darauf folgenden Spielen zeigte sich die neue Kriegsweise Kobi's in ihrer ganzen Macht und

Bedeutung; mit den besten Karten konnte der Randar nicht gegen ihn aufkommen. Zwanziger auf Zwanziger lagerten sich zur Seite Kobi's hin, wie Siegesbeute aus blutiger Schlacht davon getragen, aber Kobi hütete sich sehr, durch irgend eine freudige Miene die Regungen seines Inneren zu verrathen. Sein Leitstern blieb Mirls Angesicht, es leuchtete noch immer der lächelnde Zug darüber; mit jedem neuen Siege verschönerte er sich und kein Wunder wäre es gewesen, wenn Kobi in banger Verwirrung in neue Fehler gefallen wäre.

Endlich nach dem siebenten Spiele warf der Randar mit einer hastigen Bewegung die Karten zusammen und sagte mit breitem Gähnen:

„Jetzt ist genug gespielt; Du hast mich ohnehin schon zum Bettler gemacht, Jüngel. Gehen wir schlafen."

Kobi schob das gewonnene Geld zusammen und stand auf; er bemerkte wohl, daß ihn der Randar dabei fixirte. Aber er that das Geld nicht in die Tasche, er behielt es in der Hand und ging damit geradezu auf die Thüre, die in die Schenkstube führte.

„Wohin willst Du?" rief ihm der Randar nach.

Kobi öffnete, ohne zu antworten die Thüre und rief mit lauter Stimme in die Schenkstube hinein:

„Ist einer von den Gästen noch auf? Der komme her.“

Alsbald kamen aus den Winkeln der finsteren Stube, wo sie ihr Nachtlager aufgeschlagen hatten, dunkle Gestalten herbeigeschlichen, furchtbar anzusehen in ihren nicht weniger als schönen Trachten, und stellten sich an der Thür auf.

„Was wollen Sie, Herr Leben?“ meinte Einer in kläglich-schläfrigem Tone.

„Da,“ sagte Kobi, indem er Einem das Geld gab, „vertheilt das Geld unter Euch, aber friedlich und ehrlich. Hört Ihr's?“

Da hätte man das Heulen und Kreischen der so reich Beschenkten hören sollen! Es war, als ob hungrige Wölfe mitten im Winter auf Beute gestoßen wären, die sie nun in Gemeinschaft verzehrten.

Als Kobi sich wieder umwendete, stand ihm der Randar mit furchtbar drohendem Angesicht gegenüber. Kobi erschrack zu Tode.

„Was hast Du mit meinem Gelde gethan?“ fragte er mit der alten schreckhaften Stimme.

Wieder sah Kobi auf Mirl, die neben ihrem Vater stand und, wunderbar! noch immer dasselbe strahlende Lächeln auf ihrem Antlitze trug. Das gab ihm wieder neuen Muth.

„Ich hab's weggeben an arme Leute, Rebb Josel, die's besser brauchen können, wie Sie, und ich," sagte Kobi mit ruhig entschiedenem Tone.

„Weißt Du, daß Du ihnen fünf silberne Zwanziger geschenkt hast!" fuhr der Randar fort. „Darf ein Geschäftsmann so verschwenden? Liegt's in Deinem Vermögen, so viel an arme Leute auszugeben?"

„Mit Spielgeld," meinte Kobi und richtete seine Augen fest auf den Randar, „mach' ich's niemals anders, das behalt' ich nicht bei mir; ich möcht' glauben, es brennt mir die Tasche durch."

„Ist das auch eine von Deinen Maximen?" sagte der Randar schneidend kurz.

„Ja, Rebb Josel," entgegnete Kobi, „und sie wird's auch bleiben."

Der Randar fand, wie es schien, keine passende Gegenrede darauf; plötzlich wandte er sich zu seiner Tochter um:

„Mirl," sagte er, „zeig' dem Jüngel, wo er schlafen kann. Morgen wollen wir von seinem Geschäft reden. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Randar," rief ihm Kobi nach.

Mirl zeigte ihm ein schon offenes Bett, das in der Wohnstube stand. Im Fortgehen bestrahlte ihn noch einmal das milde Lächeln ihres Antlitzes; es war

als ließe es eine gute Botschaft, ein Beseligendes zurück für die Träume der Nacht, die zwischen jetzt und dem kommenden Morgen als Brücke lag. —

Kobi ging noch einige Zeit sinnend in der großen Wohnstube auf und nieder; er überdachte den heutigen Tag. Konnte er damit zufrieden sein? Zweifel und Hoffnungen wogten gleichmäßig durch sein Herz, bald sank die Schale der einen, bald die der andern. Ruhe war es nicht, das in sein Gemüth kam.

Kaum hatte er sich entkleidet, als es leise an der Thüre pochte.

„Bist du noch auf?“ ertönte von draußen die Stimme des Randars.

„Ja, Herr Randar!“

Der Randar trat herein, er war noch in seiner Tagkleidung, in der Hand hielt er ein brennendes Licht.

„Ich hab' nur etwas sehen wollen,“ sagte er, indem er die volle Flamme des Lichtes auf Kobi fallen ließ. „Jetzt ist's in der Ordnung! Schlaf gut.“

Matt und zerschlagen erwachte Kobi am andern Morgen aus qualvollem Schlafe; der Schlummer hatte ihn nicht erquickt; über Nacht war das ganze Heer bö-

ser Zweifel und Entmuthigungen über ihn gekommen und hatte arge Verwüstung angerichtet. So nahe dem entscheidenden Augenblicke fühlte er sich schwach und abgehetzt; er fühlte, den heutigen Tag könne er nicht so bestehen, wie er den gestrigen bestanden hatte. Wie sollte das enden?

Dann nahm er die Tefillin (Gebetriemen) zur Hand und begann sein Morgengebet. Anfangs war seine Seele nicht dabei; gedankenlos fielen die schönen heiligen Worte Zions aus seinem Munde. Dann aber überströmte es ihn plötzlich wie lauterste Frömmigkeit, wie wahres Gebet; innig klang jetzt die geweihte Sprache Gottes, lauter und immer lauter quollen ihm die heiligen Worte hervor; er empfand es in der Seele, wie er Gott um etwas Großes und Heiliges zu bitten habe — nämlich um Mirl!

Gerade als er geendigt und im Begriffe stand, die Tefillin wieder zusammenzulegen, trat der Randar herein.

„Gut geschlafen, Jüngel?" fragte er derb.

„Wie man zum erstenmale in einem fremden Bette schläft," meinte Kobi, der keine Unwahrheit sagen wollte.

Über die breiten Züge des Randars schlich eine Art höhnischen Lachens.

„Heut' Nacht wirst du schon ruhiger schlafen," sprach der Randar in einem Tone, von dem Kobi nicht wußte, sollte er ihn für spöttisch oder verheißend halten? —

Gleich darauf brachte Mirl das „Anbeißen;" und wie jedem Liebhaber, kam auch ihm das Mädchen heute viele tausend Mal schöner vor als gestern. Kobi suchte nach einem Lächeln auf ihrem Gesichte, nach irgend einem verheißendem Muskelspiel — aber er meinte eher Traurigkeit auf demselben zu sehen. Sie wagte es nicht einmal nach ihm zu blicken.

Als das Frühstück vorüber war, entfernte sich Mirl, die zwei Männer blieben allein.

„Nun, Jüngel," sagte der Randar nach einer Weile, indem er sein blaues Taschentuch, seiner Gewohnheit gemäß, wie eine mächtige Fahne entfaltete und über seine linke Schulter warf, „wollen wir jetzt von dem Geschäft reden?"

Auf Kobi's Stirn trat bei diesem Beginne kalter Todesschweiß; krampfhaft hatte sich seine Kehle zusammengezogen, krampfhaft umfaßte seine Hand nach rückwärts die Lehne des Stuhles, als fürchte er, irgend ein schreckliches Naturereigniß könne ihn von da herunterschleudern, und dem bodenlosen Nichts überantworten.

„Mein Geschäft? Herr Randar?“ lallte er tonlos. Dann setzte er verzweifelnd hinzu: „ich hab' ja kein Geschäft.“

„Du hast kein Geschäft mit mir vor?“ schrie der Randar mit gewaltiger Heftigkeit und die blaue Fahne auf seinen Schultern schien sich riesig zu entfalten, als stünde eine gewaltige Schlacht bevor, „hast mich also gefoppt, Jüngel?“

„Ich hab' eins gehabt,“ stotterte Kobi, „aber . . .“

„Du hast sehen wollen, ob ich Dir entgegenkomme! Jüngel,“ rief der Randar.

Kobi schüttelte düster verneinend den Kopf.

Da schlug der Randar eine Lache auf, so gewaltig und erschütternd, daß sie an der Stubendecke wiederhallte. Kobi schlug erschrocken die Augen zu ihm auf.

„Meinst du,“ rief er unter Lachen, mein Jüngel Leben, ich weiß nicht, was Dich für ein Geschäft zu mir geführt hat? Meinst du, Josel Süß der Randar ist ein Kind von zwei Jahren, dem man den Finger in den Mund steckt, damit es beißt? Zu meiner Tochter bist du gekommen.“

„Wenn Sie's also wissen, Herr Randar, „sagte Kobi mit kläglicher Stimme, „so lachen Sie mich wenigstens nicht aus; ich will auch gleich aus Ihrem Haus!“

„Wirſt du gleich ſchweigen?“ gebot der Randar noch immer unter heftigem Lachen, „meinſt du denn, ich laß' dich fort, bis ich mein Geſchäft mit dir abgemacht habe?“

„Allmächtiger Gott im Himmel!“ rief Kobi im Uebermaß ſeines Entzückens, indem er aufſprang, „Sie wollen wirklich, Rebb Joſel?“

Was er ſagen wollte, vermochte er nicht fortzuſetzen, alles Blut war ihm nach dem Kopfe geſtrömt.

„Hör' mich an, Jüngel,“ ſagte der Randar, mit einem Male wieder ernſt werdend. „Schon geſtern Abend, wie du aus dem Wagen geſtiegen biſt, hab' ich gewußt: der kommt zu meiner Mirl. Ich bin dir entgegen getreten wie ein Bär, und hab' dich angeſchnauzt wie ein Wolf, du aber haſt dich nicht gefürchtet und das hat mir zuerſt beſonders an dir gefallen. Sag's ſelbſt, bin ich dir nicht wie ein Bär, oder wie ein ander wild' Thier vorgekommen?“

„Fein waren Sie gerade nicht, Herr Randar,“ ſagte Kobi nun ſeinerſeits verlegen lachend.

„Ich hab' mir gleich gedacht: wenn das Jüngel auch in andern Stücken ſo wär', hätt' ich dann für meine Mirl zu ſorgen? Du kannſt ſie nicht zählen, die alle ſchon da waren, um mein Kind zu ſehen, mein goldig Mädel. Oft waren's feine junge Leut'

ſind wie die Prinzen hergekommen, haben groß gethan und die Flauſenmacher geſpielt; wenn ich ihnen aber hinein geſehen habe in den Hals, ich mein' in ihr inwendiges Weſen, da hab' ich lauter Schmutz und Unkraut gefunden. Die Leut' hätten mir meine Mirl aus dem Haus forttragen ſollen? Eher hätt' ich mich ſelbſt in das Grab neben mein gut Weib gelegt. Einer hat dir ganz vergeſſen, daß er in einem frommen Judenhaus iſt, hat gar nicht gewußt, daß es eine Meſuſeh in der Welt gibt, ein Anderer hat nicht einmal benſchen können. Noch ein Dritter hat mir wie ein Spieler von Profeſſion mein Geld abgewonnen; ein anderer hat nicht gewußt einen Sack Wolle von einem Haſenhäutchen zu unterſcheiden, ein Fünfter endlich, der hat wieder zu viel gewußt, und hat mich belehren wollen, wie ich dies und jenes in meinem Geſchäft anzufangen hätte, als wenn ich ein viermonatlich Kind und er ein Greis von achtundſiebzig Jahren wäre. Ich werd' nicht fertig bis in die Nacht hinein, wenn ich dir Alles wollt' erzählen. Da bin ich manchmal fuchswild geworden, hab mich nicht genirt, und hab' dieſen Leuten Wahrheiten geſagt, an die ſie ihr Lebtag denken werden. Du aber haſt mir von Anfang an gefallen, ich muß dir's ins Geſicht ſagen. Nur hab' ich gezittert, daß auch du nicht beſtehen wirſt. Ich ſag'

dir: wäreſt du nicht beſtanden, Jüngel, ich hätte meine Tochter eine alte Jungfer werden laſſen.“

Der Randar hielt inne. Kobi wagte es kaum zu athmen.

„Ich hab' aber bald geſehen,“ fuhr der Randar mit unterdrückter Weichheit des Gefühles fort, „daß du der Mann biſt, wie ich ihn für mein Kind brauche. Du biſt ein guter Geſchäftsmann, kennſt dich aus in der Welt und haſt offene Augen, die mehr werth ſind, als Geld und Gut. Du biſt mir auf Nichts eine Antwort ſchuldig geblieben. Gute Geſchäftsleut' waren die zwar auch, die zu mir gekommen, aber wie ich dir erzählte, der Eine hat bald den, bald jenen Fehler an ſich gehabt. Du biſt auch kein Spieler von Profeſſion und biſt kein Heuchler. Du hätteſt mich können gewinnen laſſen, und haſt's doch nicht gethan. Was mir aber beſonders an dir gefallen, das iſt dein geſetzt Weſen, und daß du ein Jud' biſt. Es gibt Leute, denen iſt gerade das nicht recht; die laſſen Manches krumm ſein, nur wenn man kein Jud' iſt. Dazu gehör' ich nicht; mein Kind braucht ein jüdiſch Herz, ein fromm Gemüth, und das haſt du. Dein „Benſchen“ und Teffillimlegen geht mir nicht aus dem Kopf. Und ſelbſt in der Nacht, wie ich zu dir gekommen bin, haſt du dein „Arbeh Kanfes“ umgehabt. Jetzt frag' ich

dich nur Eins: Willst du meine Mirl? oder willst du sie nicht?"

„Herr Randar, Herr Randar!" schrie Kobi stürmisch, „Sie fragen mich noch? Aber Sie wissen ja noch gar nicht, wer ich bin?"

„Hab' ich dich schon gefragt darum?" sagte der Randar ernst, „oder brauch' ich's selbst zu wissen? Meinst du, ich kenn' dich nicht? Und wenn du eines Schulklopfers Sohn wärst, so zieh' ich mein Wort auch nicht zurück. Willst du's aber durchaus sagen, so hab' ich auch nichts dagegen; nur mußt du's dann meiner Tochter sagen."

Während dem hatte sich die Zimmerthüre leise geöffnet; auf der Schwelle erschien Mirl, das Gesicht von Thränen überströmt, aber durch die Thränen glänzte wieder dasselbe siegreiche Lächeln, das ihm gestern als Leitstern gedient hatte.

„Was meinst du denn, mein Kind Leben," fragte der Randar voll Innigkeit. „Du hast mir ja gesagt, daß du den, oder keinen Andern willst! Ist es vielleicht nicht wahr?" —

Unhörbar, auf leisen Socken wollen wir an dem Glücke vorüberhuschen, das in dem Randarhof zwei Menschen einander zuführte, die sonst einander niemals gefunden hätten. Solche Momente dürfen mit langen

Reden nicht „beſchrieen," ſie müſſen ſchweigend hingenommen werden.

Kobi begriff das vollkommen; er ſprach nicht von ſeinem Glücke; er genoß es in den wenigen Stunden, die er noch auf dem Randarhof verweilte!

Gehen wir vorüber!

* * *

Eine „Gelegenheit" rollt in ſpäter Nacht durch die Gaſſe; vor dem Hauſe mit den drei Nußbäumen davor hält ſie; in der Stube brennt noch Licht. Vater und Mutter warten noch des heimkehrenden Sohnes; die Letztere in aller Pein und Qual eines beſorgten Gemüthes. Kobi ſtieg aus: ein Freudenſchrei tönt aus der Stube.

„Biſt du nur geſund und wohl auf, mein Kind?" fragt Perl, die den Sohn ängſtlich nach allen Seiten belugte, nach den erſten Umarmungen. „Hat er dir nichts gethan?"

„Ganz geſund und wohl auf, Mutter Leben," antwortete Kobi lächelnd, „es fehlt auch nicht ein Nägele an mir."

„Und unſer Geſchäft?" fragte Rebb Wolf.

„Ganz gut ausgefallen, Vater Leben," entgegnete Kobi.

„Ich hab' mir's auch gedacht" meinte Rebb Wolf mit väterlichem Stolz, „wenn ich dich schick'!"

Da ging Kobi gerade, als es sich keiner versah, zum Paradekasten, worauf in fast militärischer Ordnung schöne Porzellanteller und Kaffehschalen, die noch aus den Zeiten von Perls hundert und zehn Jahre altgewordenen Großmutter herstammten, und nahm die schönste der goldgeränderten Schalen. Mit einem Male schleuderte er sie mit aller Kraft auf den Boden, daß sie in hundert kleine Scherben zertrümmert ward.

Perl schrie laut auf vor Schreck.

„Lebendiger Got!" rief sie, „was machst du, Kobi? meine schönste Schal'!" . . .

Da sah sie Kobi lächelnd an in ihrem Schrecken und sagte nach einer Weile:

„Mutter! hast du mir nicht, wie ich noch ein kleines Kind war, immer gesagt, du hebst die Schale für mich auf? Möchtest du sie denn nicht für deinen Sohn hergeben, wenn er dir eine Schwiegertochter mitbringt?"

Sprachlos starrten ihn die Eltern an.

„Um Gottes Willen," rief dann Perl, „du bist doch nicht . . ."

„Ja, Mutter Leben," sagte Kobi, „ich bin Bräutigam, wenn Ihr nämlich Beide nichts dagegen habt."

„Mit wem denn?“ kam es aus einem Munde.

„Mit des Randars Tochter!“ —

„Und des Vorſtehers Sohn?“

„An den hab' ich gar nie gedacht!“

Kobi gab erſt ſpäter ſeinen Eltern die Geſchichte ſeiner Brautbewerbung, aber nur in den allgemeinſten Umriſſen. Das Wichtigſte verſchwieg er, das behielt er dankbar in ſich, nämlich, daß alle Verſtellung und Kunſt nichts vermocht hatten vor dem zündenden Strahl der Liebe, vor der Wahrheit Gottes! Natürlich machte die Verbindung Kobi's mit der Tochter des Randars „ungeheueres“ Aufſehen; es ward davon geſprochen als von dem größten Ereigniſſe, das ſeit Jahren ſtattgefunden. Merkwürdiger Weiſe wunderte man ſich nicht darüber, man hatte ſo etwas von dem „Min“ erwartet!

Der Vorſteher fand es, wie begreiflich, nicht in ſeinem Intereſſe, den Leuten die Geſchichte mitzutheilen, wie er ſelbſt die Leiter zu Kobi's Erhöhung geweſen. Dennoch kam ſie weit und breit herum erſt als ſtilles Geflüſter, dann allmälig als große Lärmtrommel, die durch halb Böhmen in allen Ohren dröhnte.

Der Randar hat ſich in Kobi nicht getäuſcht. Der Segen Gottes ruht ſichtbar auf der Ehe des „Mins.“

Franzefuß.

Das schönste Haus in der ganzen Gasse, das so vornehm und stattlich vor den andern Häusern sich herausdrängt und dennoch mit den großen, hellen Fenstern so traulich niederblickt, heißt allgemein das „Kartenhaus.“ Wer es nicht kennt, sondern davon nur hat sagen hören, wird vielleicht meinen, es sei lose und luftig gebaut, wie eines jener papierenen Häuschen aus Kartenmauern, die der leiseste Hauch des Mundes umbläst, daß die Trümmer weithin in grauenhafter Unordnung den Tisch bedecken. Denen wollen wir nur sagen, daß das Haus ein mit so ehrenhaft dicken und redlichen Mauern ausgestattetes ist, daß es selbst in Jericho vor dem schrecklichen Posaunenschalle nicht erschrocken wäre. Andere, die klüger und gewitziger sind, werden wieder rathen, es habe einmal ein Kartenmaler darin gewohnt, was uns aber nur ein mitleidiges Lächeln entlocken würde. Ein Kartenmaler! Was sollte, fragen wir, solch eine „Profession“ in der

Gaſſe? Iſt das ein Handwerk, das ſein tägliches Brot abwirft, davon man ſeine Steuern, die „direkten“ ſowohl als die „indirekten“ bezahlen kann? Dennoch hat es ſeinen Grund, warum das Haus ſo und nicht anders heißt. Es iſt nämlich wirklich auf eine Karte gebaut worden . . . aber weiter dürfen wir nicht mehr vorgreifen, denn wir würden uns damit die eigentliche Geſchichte „verſchütten,“ die eben die Geſchichte einer Karte iſt.

Die meiſten Leute in der Gaſſe können ſich deſſen erinnern, als wenn es heute geſchehen wäre: wie eines Tages Maurer und Zimmerleute gekommen waren, und wie ſich bald darauf mitten aus den Gerüſten der Bau dieſes Hauſes erhob. Noch deutlicher iſt in Aller Gedächtniß die Grundſteinlegung. Wenn ſie daran denken, ſehen ſie aus dem Nebel ihrer Erinnerung zwei Geſtalten heraustreten, ein blühend junges Weib und einen kräftig gebauten Mann, die zu den Klängen einer ſchallenden Muſik einen luſtigen „Redowak“ tanzen, und dieſe Klänge müſſen ſo lebendig in ihren Seelen klingen, daß hie und da Mancher auch noch Worte dazu findet, und mit einem Male hört man Äußerungen, wie etwa folgende: „Vor Zeiten hat's doch ganz kurioſe Leut' gegeben! Es ſoll ſich's jetzt ein Mädchen einfallen laſſen, und mit einem „Fran-

zefuß“ die reichſte Partie in der Gaſſe kriegen. Wo hört man das jetzt? Geld muß ſie haben wie Heu, und von einem Franzefußſpiel darf gar keine Rede ſein. Dafür muß ſie aber auf dem „Fopp dich allein“ (in welch' merkwürdiger Verballhornung das Fortepiano in der Gaſſe erſcheint) ſpielen können, daß die Vögel auf dem Dache Krämpfe davon bekommen. Ja, jetzt ſchämt' ſich ſo ein Mädchen ganz erſchrecklich, und möcht' Einem, der zu ihr auf die Beſchau kommt, und ſie befragt: „Kannſt du Franzefuß ſpielen?“ die Augen aus dem Geſicht kratzen.“

„Merkwürdig iſt's, wie ſich die Zeiten geändert haben.“

Spötter aus den umliegenden Gemeinden haben auf Grund ſolcher Läſterungen auch die wunderſame Mähre zu verbreiten gewußt, daß alle Mädchen in jener „Gaſſe“ ſich noch jetzt vortrefflich auf den Franzefuß verſtehen, beſſer, wie ſie ſagen, als auf ein ſchön genähtes Hemd, daß aber demungeachtet noch keine einzige „Beſchau“ darnach gefragt habe.

Das Kartenhaus hat übrigens von jeher eine gewiſſe Bedeutſamkeit in der Gaſſe gehabt, wie denn gewiſſe Menſchen und Sachen das Eigenthümliche haben, aus der Leute Mund niemals herauszukommen. Noch ehe ſich nämlich der neue Bau erhob, ſtand dort

ein altes, verwettertes Haus, dem es Niemand angesehen hätte, daß sich darin das größte Wunder der ganzen Gemeinde aufhielt. Dieses Wunder waren drei Leute: Rebb Ascher Spitz, dessen Ehefrau Hindel und das Söhnlein Beider, das wir kurzweg „Bär" nennen wollen. Alle drei haben das merkwürdige Glück gehabt, jedes in seiner Art sich so lebhaft in das Gedächtniß ihrer Zeitgenossen einzuprägen, daß nichts im Stande ist, sie daraus zu verdrängen. In der That haben auch alle drei, jedes in seiner Art, etwas Apartes gehabt, was man in der Gasse mit dem kurzbedeutsamen Worte „Stuß" bezeichnet.

Nehmen wir, weil es sich überall schickt, auf Rang und Altersklasse gehörig Bedacht zu nehmen, zuerst Rebb Ascher Spitz vor, so war das ein Mann, dem sich sonst gar nichts Übles nachsagen ließ, weder im Guten noch im Bösen. Man schrieb ihm einen fabelhaften Reichthum zu; auch hatte er bereits zum fünftenmale die Stelle eines Gemeindevorstehers begleitet. Er war ein stiller, schweigsamer Mann, dessen Tagesgeschäft darin bestand, eine Meerschaumpfeife nach der andern zu stopfen und dazu mit seiner Hindel oder seinem „Bärele" einen Franzefuß zu spielen. Zu größeren Anstrengungen vermochte sich Rebb Ascher nicht aufzuraffen. Es war ihm genug, wenn ihm

früh Morgens nach dem „Oren und Anbeißen“ auf die Frage: „Hindel wollen wir?“ die ergänzende Antwort: „Ja, Ascher, wir wollen,“ entgegentönte. Nach dem Mittagsessen war es nur die natürliche Folge, daß die nämliche Frage eine gleiche Antwort finden mußte; und auch Abends, wenn die Lichter angezündet wurden und Ruhe sich herabsenkte auf die ermattete Gasse, — wer kann sich da wundern, daß Rebb Ascher selbst, müde und erschöpft von den Mühen des Tages wieder einen jener Blicke nach seiner Frau warf, den nur sie verstand und der in Worte übersetzt: „Hindel, wollen wir?“ lautete und daß Hindel darauf mit klarer Stimme die Antwort gab: „Ja Ascher, wir wollen.“

Hindel gehörte übrigens zu jenen Frauen, denen man auf den ersten Blick das „Gut-Leben“ ansieht. Groß und breittretig war es, als ob ein dreimastiges Schiff daher brauste, wenn sie einmal, was selten geschah, durch die Gasse schritt. Die Leute hielten sie für sehr stolz und sagten ihr nach, daß sie nicht weinen könne. So etwas will unter Menschen, denen die Thräne mit merkwürdiger Leichtigkeit aus dem Herzen in das Auge steigt, mehr sagen als man glauben wird. Es erinnerte sich Keiner, so weit er zurück denken konnte, jemals Hindel Spitz weinen gesehen zu haben; selbst

am Jom Kippur bei den „heiligſten“ Stellen konnte das aufmerkſame Auge keine Spur einer Thräne an ihr entdecken. War das ein Unglück? War es eine Krankheit? Es gab in dieſem Punkte heftig ſtreitende Parteien, die ihre Anſicht mit aller Hartnäckigkeit vertheidigten. Eigenthümlich war es, daß ſich zuletzt eine Art gieriger Sehnſucht Aller bemächtigt hatte; jede Partei, und darunter namentlich die Frauen, warteten auf die Stunde, in der ſich jenes Unglück, und die Krankheit, wie Andere meinten, wenden oder brechen mußte. Endlich werde ſie doch weinen müſſen, ward allgemein angenommen, denn ſie werde ja nicht eine Ausnahme von der Regel machen wollen? Sei das erhört, daß ein Judenweib nicht eine Thräne vergießen könne? Gott, der Lebendige, beſchütze und bewahre Jede vor ſo einem Unglück, aber man werde ſchon ſehen, wie ihr das einmal mit „Procent“ würde zurückgezahlt werden, denn Gott laſſe nicht mit ſich ſpielen, der wolle, daß eine Frau weine, ſei es um was immer. Denn zu weinen habe ſie ſtets, und wenn ſie es durchaus nicht könne, ſo müſſe ſie ſich dazu zwingen. Nun, ſo weit ließ ſich Hindel nicht herab. Sie war in ihrem Sinne eine jener ſtarken und gewaltigen „Regierungen“ die ſich um keinen Preis vom „Volkswillen“ etwas abtrotzen laſſen wollen. Hindel ſolle

sich zum Weinen zwingen? Hatte sie das nöthig? Gerade Naturen solcher Art werden durch einen Widerstand, der ihnen entgegentritt, noch schärfer und kantiger, und was bei ihnen Anfangs nur Gewohnheit und angebornes Thun war, das verkehrt sich zuletzt in ein Recht. Man wird es nun leicht glauben, daß Hindel trotz aller Forderungen des „Volkswillens“ es zu keiner Thräne brachte.

Zudem hatte Hindel stets etwas vor Augen, etwas Lebendes und nach ihren Begriffen noch nie Dagewesenes, an dem sie mit großer Freude hängen konnte. Das war ihr „Bärele.“ Wenn sie und ihr Mann auf das Kind schauten, das einzige ihrer Ehe, wie es immer größer und gewaltiger vor ihnen aufschoß, dann erfüllte sie Beide ein Stolz und ein Behagen, die es bekanntlich auch zu keiner Thräne bringen können. Das „Bärele“ war zwar in den Augen aller denkenden Leute ein „Bär,“ der mit Tatzen auf die Welt gekommen zu sein schien, aber was that das der elterlichen Zärtlichkeit? Diese bleibt stets ein Geheimniß, ein größeres, als sich irgendwo im Menschenherzen verbirgt. Labt sich das Eine an der geistigen Entwickelung des Kindes, an dessen vielversprechendem Wesen, so verwirft das alles die Andere und klammert sich gerade an Eigenschaften, die eben nicht in

den Büchern über Erziehung angeprieſen zu werden pflegen. Bärele oder wie er im Munde der Leute naturgemäßer hieß, Bär, war gerade kein Muſter deſſen, was man einen aufgeweckten „eiſernen“ Kopf nennt; er war eher träge als lebendig, eher ungeſchlacht und ungelenk, als fein und manierlich; aber er beſaß eine Eigenſchaft, die in den Augen ſeiner Eltern ganze Goldlaſten aufwog, die ſich täglich ſchöner und ſchöner entwickelte, täglich mehr und mehr Blüthen anſetzte, daß ſie zuletzt als ein prächtiger Baum ſtand. Bärele hatte nämlich im „Franzefuß“ ſeine Eltern weit überholt; er war ihr Meiſter geworden.

Wie „Bärele“ das angeſtellt, um in verhältnißmäßig kurzer Zeit die alten Meiſter weit zu überfliegen, das zu erzählen bedürfte mehr als einer Blattſeite. Genug, Bärele hatte ein angeborenes Genie für „Franzefuß,“ wie denn auch der große Napoleon ſchon in den Kinderſchuhen den künftigen Feldherrn gezeigt haben ſoll, als ihm freilich noch, ſtatt der Kanonenkugeln, Kieſelſteine und derbe Holzprügel zu Gebote ſtanden. Dieſes Genie trat denn auch ſchon in Bärele's achtem Jahre in ſeiner ganzen Bedeutſamkeit zu Tage; es war ein denkwürdiger Moment. Von freien Stücken, als wäre plötzlich eine Offenbarung über ihn gekommen, ſagte Bärele eines Tages, nach-

dem Rebb Aſcher ſeiner Hindel einige Spiele abgewonnen hatte und ſie darüber ſehr verdrießlich geworden war:

„Was wett'ſt du mit mir Vater, daß ich dir den erſten Franzefuß gleich abgewinne?“

Nun haben wir bereits geſagt, daß Rebb Aſcher keineswegs zu den geſprächigſten Menſchen gehörte; wie jeder Spieler aus langer Gewohnheit hatte er ſich faſt das Reden abgewöhnt, denn es ſoll das Glück „verſchreien“; aber diesmal brach der lange zurückgedämmte Redeſtrom gewaltig hervor. Erſt „ſchüttelte“ er ſich, wie man ſagt, einige Minuten vor Lachen aus, das ihn faſt zu erſticken drohte, dann rief er mit einer Stimme, aus der Jubel und Spott, Freude und Hohn zugleich heraus tönten:

„Du willſt mit mir ſpielen, Bärele? Du willſt mir einen Franzefuß abgewinnen? Was ſagſt Du zu dem Jüngel, Hindel?“

„Was wett'ſt du mit mir, Vater?“ wiederholte noch einmal Bärele.

„Soll ich leben und geſund ſein,“ ſchrie dagegen Rebb Aſcher, „das Kind meint es im Ernſt! Mit mir alſo, mit Aſcher Spitz willſt du ſpielen, dem ſelbſt deine Mutter Hindel, die ſich doch gut darauf verſteht, nicht beikommen kann? Bärele, was fällt dir nur ein?

Haſt du dir's auch gut überlegt, in was du dich einlaſſen willſt? Ich ſag' dir, es iſt kein Spaß, mit Aſcher Spitz einen Franzefuß zu ſpielen. Größere Leut' wie du möchten ſich früher den Finger auf die Stirn legen und ſich fragen: Soll ich? oder ſoll ich nicht?"

„Ich frage dich ja, Vater," meinte Bärele mit einem Tone, den ein gewiſſes Gekränktſein durchklang, „ob du mit mir wetten willſt?"

Nun warf Rebb Aſcher einen merkwürdigen Blick voll Staunens auf das Kind. Das Lachen, das breit und ungeſchlacht ſchon zu den Lippen herausquoll, erſtarb darauf; er war vollſtändig verblüfft.

„Hindel, was ſagſt du zu dem Jüngel?" rief er endlich nach langer Pauſe zu ſeiner Frau hinüber.

Hindel mochte in ihrem freudigen Muttergefühl nicht ſogleich die Worte finden, die groß und bedeutend genug waren, um ihre Bewunderung über des Kindes Kühnheit auszudrücken, aber ſie machte ihrem Manne über den Kopf Bärele's hinweg ein Zeichen, das dieſer ſehr gut verſtanden haben mußte.

„Bärele," ſagte er mit einem Ernſte, dem nur wenig zum Erhabenen fehlte, „haſt du dir's wirklich überlegt, was du unternehmen willſt? Ich ſag' dir's noch einmal: du ſpielſt mit Aſcher Spitz, dem ſelbſt

deine Mutter Hindel, die doch ein eiserner Kopf ist, nicht beikommen kann. Hast du dir's überlegt?"

„Ja, Vater," sagte Bärele mit großer Entschiedenheit.

„Nun," meinte Rebb Ascher mit der feierlichsten Stimme, die ihm zu Gebote stand, „ich will sehen, was du vermagst. Das sag' ich dir aber, Bärele, wenn du mir den ersten Franzefuß abgewinnst, dann — es gibt gar nichts so Schönes in der ganzen Gasse, du kannst in was für ein Gewölbe du willst hineingucken, was du von mir nicht bekommen könntest."

Bärele schwieg, wahrscheinlich im Gefühle jener Uiberlegenheit, die es nicht gerne bei Worten bewenden läßt, sondern lieber die That sprechen lassen will.

„Und jetzt nimm das Pasch Karten," sagte Rebb Ascher kurz, „und gib aus. Misch' aber gut. Hast du Kreide."

„Ja, Vater," sagte der Knabe und setzte sich in den breiten Lehnstuhl, der sonst seiner Mutter zum Spielsitz diente.

Schon die Art und Weise, wie Bärele das „Pasch" Karten umbog, damit die einzelnen Blätter gerade und abgesondert beim „Mischen" hervorgingen, erregte Rebb Aschers Erstaunen; kein „alter" Spieler hätte das besser zu Wege gebracht. Brennend lagen die Augen auf der kleinsten Geberde des Kindes, und was

das Schönſte war, Bärele that das alles mit einem Ernſte und einer Würde, wie ſie ebenfalls nur ein alter Spieler, etwa ein Aſcher Spitz, nach vielen Kämpfen und Erfahrungen, gleichſam als Siegesbeute vom Schlachtfeld heimzutragen pflegt. Das „Miſchen“ der Karten ſelbſt war freilich, weil die Finger Bärele's damals noch nicht den „Bären“ verriethen, mit einiger Unbehilflichkeit verbunden, aber er brachte es „ganz wohl“ zuſammen. Es fiel keine Karte daneben, und wer da bedenkt, daß Bärele zum erſten Male auf einem Schlachtfelde ſtand, und daß ſein Gegner Rebb Aſcher Spitz hieß, wird das wohl zu würdigen wiſſen. Es iſt manchem Soldaten, der es ſpäter bis zum General gebracht hat, Ärgeres wiederfahren, wenn er zum erſten Male das unheimliche Geſchnatter der Flintenkugeln um ſich vernahm.

Jetzt begann das Spiel. Es iſt freilich eine beſtättigte Thatſache, daß das Glück ſogleich dem Knaben ein aufmunterndes Lächeln zuwarf, indem es ihm die beſten Karten aus dem geheimnißvoll waltenden Schooße des Zufalls ertheilte. Aber was wollte das im Grunde ſagen? Haben wir es nicht erlebt, wie mancher Feldherr, um bei unſerm Gleichniſſe zu bleiben, trotz der beſten „Poſition“ und mit den beſten Streitkräften den Kürzeren gezogen hat? Zudem, was

nützen die günſtigſten Karten, da es hier ein Anfänger mit einem geübten Spieler zu thun hatte?

Hindel hatte ſich als neutrale Macht zwiſchen die beiden ſtreitenden Parteien geſtellt, nicht um zu vermitteln, ſondern bloß um zu ſehen, wie der ſonderbare Kampf, der mit ſo ungleichen Waffen geführt wurde, endigen würde. Man kann übrigens annehmen, daß ſich ihre Wünſche und Neigungen mehr der ſchwächeren Partei, ihrem Kinde zuneigten, ſchon des Spaßes wegen, den auf ſein Franzefußſpielen „eingebildeten" Mann einmal, und dazu von Bärele gedemüthigt zu ſehen.

Aber ihre zuwartende Stellung löſte ſich in ſtarres Staunen, endlich in leidenſchaftliche Theilnahme an dem Geſchicke Bärele's auf. Das Spiel des Knaben hatte, wie man anderwo ſagen würde, ihr „Intereſſe" rege gemacht; unwillkührlich, nicht als wenn es ihr eigenes Kind, ſondern ein ganz Fremder wäre, war ſie auf ſeine Seite getreten. Aber Bärele ſpielte auch — es war wie ein Wunder, das vor den Augen Rebb Aſcher's leibhaftig ſich zutrug. Im Beginne flimmerte ſo eine Art ſpöttiſchen Lächelns um ſeinen Mund, doch dieſes verſchwand allmälig, je kühner und bewußter Bärele in die Windungen des Spieles hineingerieth, um einer gewiſſen ſtummen Verbiſſenheit Platz zu machen. Bärele verſtand ſich wirklich auf den

Franzefuß. Woher? und wie ihm das gekommen, das zu erforschen, fiel weder Ascher noch Hindel in dem Augenblicke ein; sie sahen beide in dem Kinde einen Spieler, für und gegen den sie Partei genommen hatten. Nur einmal ereignete es sich, daß Bärele, der dahin mit eisiger Kälte den immer hitziger werdenden Angriffen sich entgegenstellte, in einer Karte fehlging, worauf Hindel, die den Fehler mit geübtem Blicke sogleich erkannt hatte, einen Schrei ausstieß, als ob Bärele hart an einem gähnenden Abgrund gestanden und in Gefahr gewesen wäre in eine schwindelnde Tiefe zu stürzen. Dadurch wurde Bärele aufmerksam gemacht und verbesserte schnell seinen Fehler. Da hätte man aber den Zorn Rebb Ascher's sehen sollen! Er wurde purpurroth im Gesicht und mit der Faust schlug er auf den Tisch, daß er davon erdröhnte. Dann schrie er:

„Was sagst du ihm ein, Hindel, was er spielen soll? Er spielt ja besser als ich!"

„Ascher," meinte Hindel beschwichtigend, „was ereiferst du dich? Vergiß doch nicht, mit wem du es zu thun hast."

Das kühlte den „alten Spieler" ein wenig ab; er mochte es fühlen, daß sein väterliches Ansehen unter allen Umständen aufrecht erhalten werden mußte. Sei es nun, daß der Ärger ihn verwirrte,

oder daß Bärele's plötzlich offenkundiges Genie wirklich gesiegt hatte — der erste „Franzefuß" ging unwiderruflich für Rebb Ascher vrrloren; er mußte die Waffen strecken. Er that es aber widerstrebend, und in seiner Seele wogten zugleich zwei feindliche Gewalten: Beschämung und Freude. Wer weiß, was geschehen wäre, hätte Hindel nicht mit ihrer klugen Beschwichtigung seinem Zorne schon früher die Spitze abgebrochen.

„Soll Einer sagen," rief er, „daß jetzt nicht eine andere Welt ist! Die Kinder sind auch jetzt gescheidter, als sie zu meiner Zeit waren, und kommen gleich mit einem ganz andern Verstand auf die Welt! Bärele, ich halt', was ich versprochen habe, und wenn Du ein Schloß geschenkt haben willst, so kauf' ich Dir's auch."

Wir haben zwar guten Grund anzunehmen, daß die Freigebigkeit Rebb Ascher's, als es zur That kam, sich etwas weniger königlich bewies; aber wenn es auch kein Schloß war mit Park und Hirschen darin, so war es doch ein „drapfarbener" Spenser mit gelben Knöpfen daran, die wie Gold aussahen, den Bärele als Spielbeute davontrug. Noch größer war aber der moralische Erfolg des Sieges. Bärele hatte sich mit einem Male in dem Herzen seines Vaters ein großes Thor aufgethan, durch das Liebe und Bewun-

derung, Stolz und Hoffnung ein- und ausgingen. Von nun an war Bärele eine dem „alten“ Spieler ebenbürtige Macht geworden, die Anspruch auf eine gewisse Achtung hatte, und dem gemäß auch behandelt wurde.

Bärele wurde nämlich förmlich zum Spielgenossen seines Vaters erhoben; allmälig löste er seine Mutter vollständig von ihrem bis dahin innegehabten Wachtposten ab, denn Rebb Ascher wollte mit keinem Andern „Franzefuß“ spielen, als mit ihm. Man wird nun leicht begreifen, daß ein solches Verhältniß bedeutende Folgen haben mußte. Wie soll ein Vater, der sich mit seinem Söhnlein in einer Stunde wegen eines schlechten „Königs“ oder eines fälschlich angegebenen „Fußes“ herumzankt, demselben Bärele eine Stunde darauf Vorwürfe machen können, daß sich der Lehrer über ihn beklagt, und daß in seinen Kopf nichts hineingehe, weder Bibel, noch Rechnen, noch Rechtschreibung und Sprachlehre? Wie soll der Vater auf der „Höhe“ persönlichen Ansehens stehen können, wenn ihm ein Bärele vorwerfen darf, nicht „er“ sondern „er“ habe in der Karte sich geirrt, und die Additionsfehler im Zusammenzählen der „Füße“ seien vom Vater und nicht von ihm gemacht worden? Die Folgen einer so weisen Erziehung konnten natürlich nicht

ausbleiben. Bärele mochte thun, was er wollte oder auch nicht wollte, es kümmerte dieß den genügsamen Rebb Ascher nur wenig. Jedes Hindeuten auf die Zukunft, daß man das Kind doch nicht wie einen Baum aufwachsen lassen könne, daß es doch etwas Anderes noch gäbe, als die Kunst, einen Franzefuß zu spielen, wurde von dem schweigsamen Manne gewöhnlich mit wenigen Worten abgefertigt.

„Laßt mir nur mein Bärele, wie ihn Gott geschaffen hat, ich will ihn gar nicht anders. Warum? ist Franzefuß spielen keine Kunst? und soll nicht jeder Mensch eine Kunst können? Mein Bärele hat dafür Genie, und er wird's damit weiter bringen als Mancher, der in seinem Leben keine Karten angerührt hat. Denn wenn sich einer auf Franzefuß versteht, hat er zu allem Übrigen auch Verstand. Schadet es mir, daß ich es spiele? schadet es meiner Hindel? Es geht uns Beiden ganz wohl, und jedes Judenkind könnt' sich wünschen, wenn es so aussehen könnte, wie ich und mein Hindel."

Hindel selbst wurde nach einem so feinem Komplimente noch einmal so „breit" und blähte sich auf wie ein Pfauenrad; denn sie war an dem wundesten Flecke ihrer Seele angenehm berührt worden.

„Ja, laßt mir nur mein Bärele, wie es ist,"

sagte sie dann gewöhnlich, und nahm dabei eine hochtrabende Miene an. „Was wollt Ihr von ihm? Geld wird das Jüngel immer haben, und Einer, der sich seine Stub' mit Zwanzigern pflastern kann, wenn er will, wird sich doch nicht geniren einen Franzefuß, so ein unschuldiges Spiel zu spielen?"

Was Bärele selbst betraf, so sagte er zu solchen Äußerungen gar nichts; man will nur bemerkt haben, daß er an solchen Tagen gerade sich nichts abgewinnen ließ, und daß Rebb Ascher sehr aufmerksam sein mußte, wenn er ihm beikommen wollte. —

Es war merkwürdig, aber eigentlich kann es Niemand wundern, wieso Bärele bei einer solchen Erziehung groß und stark werden konnte. Bärele war vierundzwanzig Jahre alt geworden, aber er sah wenigstens um sechs Jahre jünger aus, so gut war ihm die süße Gewohnheit seines Daseins bekommen. Es gab in der ganzen Gasse keinen so starken und hoch aufgeschossenen Jungen, als ihn. Dabei ließ sich ihm nichts Böses nachsagen; er war sehr gutmüthig, beleidigte Niemanden vorsätzlich, und da er selten unter die Leute kam, war er auch scheu wie ein junges Mädchen. Er konnte auch merkwürdiger Weise keinem jungen Mädchen in die Augen sehen, vielleicht weil ihm die „Königin" des Franzefußes zu sehr darin

saß. — Das änderte sich freilich Alles eines Tages wie mit der Schnelligkeit des Blitzes.

Tief in dem versteckten Winkel, der zwischen der „Schul“ und dem Gemeindehaus eingekeilt ist, stand ein altes Häuschen, das Rebb Ascher gehörte. Halb aus Barmherzigkeit ließ er dort eine arme Wittwe mit ihrer Tochter zur Miethe wohnen.

Hannele, so hieß die Wittwe, war ein „frommes Weib;“ sie ging mit den Sterbenden beten, wusch die Todten, und wenn Jemand zur „Jahrzeit“ auf den guten Ort ging, begleitete sie ihn, und verdiente auf diese Weise „ihr Leben.“ Ihre Tochter Lisi nähte für Leute. Aber an jedem Cholemoed, wenn Rebb Ascher noch beim Frühstück saß, und noch nicht einmal die erste Meerschaumpfeife gestopft hatte, kam die Nähterin, und brachte pünktlich, in ein reines Papier gehüllt, die acht Gulden für die Miethe, die mühsam zusammengerafften und ersparten Groschen einer armen Wittwe und deren noch ärmeren Tochter!

Es war ein schönes Mädchen, groß, schlank und lieblich, mit etwas wild blinkenden Augen und trotzigen Lippen; dabei doch voll demüthigen Sinnes und bescheidenen Auftretens, wie es die Leute von Menschen lieben, die zu ihnen in einer Art dienstbaren Verhältnisses stehen. Sollen wir schon das Geheimniß

verrathen? Bärele freuete ſich von einem Miethzinſe zum andern, d. h. von einem Cholemoed zum andern; er wußte es aber ſelbſt nicht, wie ſehr er ſich freute. Aber wenn der Tag gekommen war, ja ſchon den Abend zuvor, mitten im Franzefuß fuhr er plötzlich auf und meinte:

„Ich bin doch neugierig, ob Liſi das Geld morgen wieder pünktlich bringen wird. Wetten möcht' ich d'rauf, diesmal iſt ſie nicht im Stande geweſen, es zuſammenzubringen."

Hindel legte auf eine ſolche Bemerkung kein Gewicht; ſie ſagte gewöhnlich:

„Sie bringt's heilig und ſicher. Hannele und ihre Tochter ſparen ſich's eher vom Munde ab, und beſonders Liſi iſt keines von den gewöhnlichen Mädchen, die man alle Tage auf der Gaſſe herumlaufen ſieht."

Regelmäßig erröthete dann Bärele nach dieſem Lobe ſeiner Mutter und dieſe Röthe lag dann noch faſt greifbar auf ſeinem Geſichte, wenn Liſi, die „Nähterin" kurz darauf eben ſo regelmäßig kam, und den in ein weißes Papier eingehüllten Miethzins in die Hände Rebb Aſcher's oder Hindels legte.

Dieſer Zinstag war wieder gekommen, und eine merkwürdige Unruhe beherrſchte diesmal Bärele's Gemüth. Der Gedanke, ob Liſi wohl mit dem Gelde

kommen würde, hatte ihn seit dem frühesten Morgen beschäftigt. Aber wunderbar! er vermochte ihm diesmal keine Worte zu verleihen; er brachte die gewöhnliche Frage nicht über die Lippen hinweg, und sein bewegtes Gemüth hatte diesmal sogar einigen Grund — des fälligen Zinses wegen sich zu ängstigen. Rebb Ascher hatte bereits die erste Meerschaumpfeife gestopft und das „Anbeißen" war schon vorüber. Lisi war noch nicht gekommen. Da meinte Bärele in der Angst seines Herzens, zur Mutter gewendet, aber mit niedergeschlagenen Augen:

„Du wirst sehen, diesmal bringt sie nichts."

„Wer?" fragte sie erstaunt.

„Weißt du denn nicht," sagte er," daß wir heute unseren Zins zu bekommen haben?"

„Das meinst du?" schrie Hindel enttäuscht. „Hanneles Tochter, die Nähterin, meinst du?"

„Du wirst sehen," wiederholte Bärele mit einiger Gereiztheit, „diesmal wird sie nicht kommen."

„Großer Gott!" schrie nun Hindel ihrerseits voll Zorn, „Bärele, was bist du doch für ein Mensch geworden! Wer möchte in dir das suchen, daß so ein geiziger Knicker in dir steckt? Daran denkst du nicht, wie du dich versündigst an Gott, wenn du den mühsam zurückgelegten Kreuzer einer armen Wittwe so ein-

verlangst, als wären es Hunderte und Tausende! Und wenn Lisi das Geld gar nicht bringt, meinst du, dein Vater und ich werden sie wegen der paar Groschen pfänden lassen oder sie aus dem Hause hinaustreiben? Das sage ich dir, Bärele, nnd wenn sie gar nicht kommt, und wenn sie sechs Jahre hintereinander nicht kommt, so darf auch kein Wort darüber verloren werden. Meinst du denn, ich hab' gar kein Gewissen?"

Hindel hatte sich in ihren Zorn so hineingeredet, daß Bärele gar nicht zu Worte kommen konnte. So oft er beginnen wollte, entquollen ihr die bittersten Vorwürfe über seinen Geiz, der mit der Uhr in der Hand darauf warte, ob eine arme Witwe auch auf die Minute ihren Miethzins bringe. Bärele mußte dieses Sturzbad über sich ergehen lassen, sich nicht einmal „mucken" und entschuldigen; denn haarscharf and klar sieht eine solche Neigung, wie sie in Bärele's Herzen vielleicht Jahre lang schon lohte, ob und wie sie sich verrathen könne. Zum ersten Male in ihrem Leben war Hindel bitterböse auf ihren Sohn, und in einem fort, ohne daß er darauf etwas zu entgegnen wagte, rief sie:

„So etwas soll Hindel Spitz zukommen! Einen Sohn soll sie haben, der auf acht Gulden wartet, die eine arme Witwe und ein Mädchen, das für die Leute

näht, vielleicht nicht haben zusammenbringen können! Pfui und nochmals pfui! Einer hätt' mir sagen sollen, daß mein Kind, mein Bärele so etwas werden wird."

Voll Erbitterung ging Hindel weg; auch Rebb Ascher hatte sich in eine andere Stube geflüchtet, denn er wußte aus langer Erfahrung, daß sich nach einem solchen Hausgewitter die Gemüther nur schwer zu einem „Franzefuß" eignen. So war Bärele allein in der Stube geblieben, nachdenklich vor sich hinstarrend, verwirrt unter der Wucht der mütterlichen Vorwürfe, wie unverdient sie immerhin waren, und noch eines anderen Etwas, das er nicht kannte, das wie Lichtfunken vor ihm auf- und niedertanzte. Hindel hatte Recht: aus Bärele war wirklich etwas geworden, was sie nie an ihm erlebt hatte. Er dachte nach.

Da öffnete sich still und geräuschlos die Thüre und herein trat Lisi, die Nähterin. Wie Bärele sie erblickte, schrie er fast auf; dunkle Röthe lag auf seinem Antlitze. Hastig, ganz gegen seine Gewohnheit, trat er auf das Mädchen zu, als wollte er ihr etwas zu Leid thun, und stieß in heftiger Wallung die Worte heraus:

„Warum läßt du heute so lange auf dich warten? Hast du vielleicht das Geld nicht beisammen?

Ist ein halbes Jahr nicht lang genug, daß wir warten müssen?“

Es war gut, daß Hindel nicht zugegen war; es hätte leicht zur Wiederholung des kaum verrungenen Auftrittes kommen können.

„Ich bring' ja das Geld,“ sagte das Mädchen; ihr ganzes Wesen erzitterte unter dem Schrecken, den ihr Bärele's Barschheit einflößte.

„Wo hast Du's?“ fragte er mit nicht geringerer Derbheit.

„Da ist's,“ sagte Lisi zagend und reichte ihm das in ein weißes Papier eingewickelte Geldpäckchen hin.

Bärele nahm es ihr aus der Hand, aber mit der Miene eines Steuereinnehmers, wenn er eine im „Exekutionswege“ eingeforderte Schuld in Empfang nimmt. Lisi sah ihn mit furchtsam erschrockenen Augen an. Bärele sprach das erste Mal in ihrem Leben mit ihr und sprach so mit ihr!

„Erst werd' ich's zählen,“ sagte er strenge und faltete das Päckchen auseinander, worin einiges Silbergeld, noch mehr aber Kupfergeld in Zweigroschen- und Groschenstücken lag. Auch kupferne „Scheinkreuzer“ waren zu bemerken.

„Es wird nicht ein Dreier daran fehlen,“ meinte

Lisi leise, doch so, daß dennoch ein Ton von Gekränktsein durchklang.

Bärele that, als ob er mit ungeheuerer Genauigkeit die erschrecklich große Geldsumme durchzählte. In der Wirklichkeit wußte er aber nicht, ob er Gold oder Silber durch die Finger laufen ließe, oder ob bloßes Wasser. Er sah nur das holde zitternde Wesen des Mädchens, wie es vor ihm stand, schöner in ihrer Angst, als er es bis dahin jemals erblickt hatte.

„Es ist ganz richtig," meinte er nach einer Weile. „Soll ich darüber eine Quittung schreiben?"

„Eine Quittung?" rief das Mädchen erstaunt. „So etwas hab' ich niemals von Ihrem Vater bekommen."

„Deine Mutter wird aber doch wissen wollen," meinte Bärele mit einiger Verlegenheit, „ob Du das Geld abgeliefert hast? Wie willst Du Dich denn ausweisen?"

„Ausweisen? vor wem soll ich mich ausweisen?" sagte das Mädchen und trat einige Schritte von dem strengen Frager zurück. „Meine Mutter weiß, mit wessen Geld sie mich zu Ihnen geschickt hat, und darüber braucht sie und ich keinen Ausweis."

Auf Bäreles Antlitz zuckte und leuchtete es wie von inneren Flammen, die nur eine dünne Scheide-

wand durchzubrechen hatten, um in ihrer ganzen Gewalt zu erscheinen. Eine Weichheit des Herzens war über ihn gekommen, die seltsam abstach gegen das harte, unbarmherzige Wort, das unaufhaltsam seinem Munde entquoll. Er wollte zart sprechen, es drang ihm lind aus der Seele hervor; dennoch klang es wie das Brummen eines Bären, als er wieder zu sprechen begann.

„Hast müssen vielleicht die ganze Nacht auffitzen, um ein Hemd fertig zu bekommen, nicht wahr?“ fragte er wieder hart.

„Und wenn auch?“ rief Lisi, aber nicht mehr zitternd, sondern sich allmälig aufrichtend: „Sieht man's dem Gelde vielleicht an, daß ich die ganze Nacht aufgesessen bin?“

Jetzt entstand eine minutenlange Pause zwischen den Beiden, die durch nichts ausgefüllt ward, als damit, daß Bärele den Miethzins noch einmal durch die Finger laufen ließ. Aber plötzlich, als wäre er von dem Blutdurste seines thierischen Namensbruders befallen worden, wahrhaft nicht anders, als ob er die Nähterin erwürgen wollte, ergriff er Lisi's Hand und drückte sie mit einer Gewalt, daß es ein Wunder war, wenn das Mädchen nicht um Hilfe schrie.

„Da hast Du wieder Dein Geld,“ sagte er mit

merkwürdiger Grobheit, „da haſt Du's wieder zurück. Meinſt Du, wir können Geld brauchen, um das Du ganze Nächte aufgeblieben biſt? Da, beſinn' Dich nicht lang und nimm es wieder zurück.“

Liſi ſtieß einen kleinen Schrei aus; es war mehr als Überraſchung, was aus dieſem Schrei herausklang. Bärele hatte ihr das Geldpäckchen in die Hand gedrückt; mit erſtaunten Blicken ſah das holde Mädchen bald auf den reckenhaft ſtarken Geber, der dicht vor ihr ſtand, bald wieder auf ihre eigene Hand, in welcher der ſo eben gebrachte Zins lag.

„Sie geben mir das Geld wieder zurück . . . Herr Spitz?“ rief ſie. „Fehlt vielleicht etwas daran?“

„Geh, geh,“ meinte Bärele mit einer Art Grimm, „was wird daran fehlen? Aber die Nächte fehlen daran, die Du nicht geſchlafen haſt . . .“

Wer hätte nun in Bärele dieſen feinen Witz, wie er jetzt ungeſucht und gerade recht aus ſeinem Munde kam, vermuthet? So kann man ſich Jahre lang in Leuten irren, die man dann in wenigen Sekunden für ihr ganzes Leben erkennt. Auch Liſi mochte von der Wahrheit dieſer Behauptung in dieſem Augenblicke tief betroffen ſein; ſie ſah „Herrn Spitz“ mit einem eigenthümlichen Blicke an, wahrſcheinlich klang

ihr die zarte Anspielung auf ihre schlaflosen Nächte so mährchenhaft, daß sie zu träumen glaubte.

„Erst stellen Sie sich so gegen mich," rief sie, „daß ich meine, Sie wollen mich halb umbringen und jetzt geben Sie mir mein Geld zurück, Herr Spitz? Warum geben Sie mir es zurück?"

„Ich sag' Dir's ja, Lisi," meinte Bärele, in dem eine starke Verlegenheit über die bis dahin mühsam errungene Grobheit die Oberhand zu gewinnen anfing, „ich sag' Dir ja, warum? Verstehst Du mich nicht?"

„Ich versteh' Sie schon . . . Herr Spitz," sagte das Mädchen leise, die Augen, die sich durch ihr feuchtes Glänzen verrathen hätten, zu Boden gesenkt. „Ich versteh' Sie schon . . . Sie wollen sich nur nicht stellen, wie ein guter Mensch, Sie sind . . . und ich weiß das schon lange . . . Herr Spitz . . . und nun sehe ich, daß ich mich nicht gefoppt habe . . ."

„Wer? ich?" fragte Bärele, das in seiner ganzen Gutmüthigkeit strahlende Antlitz zu einem verlegenen Lächeln zwingend.

Da hob Lisi den Kopf auf, und nun konnte Bärele in ihr feines, von einer durchsichtigen Röthe überhauchtes Antlitz, in ihre glänzenden Augen sehen, vielleicht länger, als für Beide gut war. Alle Schüch-

ternheit, aber auch alles bärenhafte Ungethüm war von ihm in dieſem Momente gewichen.

„Dürfen Sie mir aber auch das Geld zurückgeben, Herr Spitz?“ ſagte das Mädchen nach einer Weile.

„Warum nicht?“ fragte Bärele mit ziemlich verlegener Miene.

„Ich meine nur,“ ſagte Liſi faſt unhörbar . . . „weil es ſo viel Geld iſt . . . und dann, weil Sie nicht Ihr eigener Herr ſind.“

„Ich nicht mein eigener Herr?“ lachte Bärele laut auf, daß die Nähterin darob wieder in jähen Schreck verſetzt wurde. „Wer denn ſoll mein Herr ſein? Und dann, Du Narrele,“ fügte er gleich darauf mit einer Art prahlenden Stolzes hinzu, „Du meinſt, ich ſchenk' Dir ſo viel, wenn ich Dir Dein mühſam zuſammengeſpart und zuſammengearbeitet Geld wieder zurückgebe? Narrele, ich ſchenk' Dir eigentlich gar nichts. So viel gewinne ich meinem Vater im Franzefuß in zwei Abenden ab, wenn es nur ein Biſſele gut geht . . . Du armes Narrele . . .“

„Und ſo viel Geld können Sie ihm abgewinnen . . . Herr Spitz?“ fragte Liſi ganz erſchrocken.

„Du Narrele, manchmal ſogar noch mehr,“ gab Bärele mit zufriedenem Schmunzeln zur Antwort.

„Gott Lebendiger!“ drang es als tiefer Seufzer aus der Bruſt des Mädchens.

„Was iſt dir, Liſi?“ fragte Bärele.

Die Nähterin ſchien nicht ſogleich die gehörigen Worte zu finden; auf ihrem holdem Antlitz war ſichtbar ein Kampf zu leſen, der unentſchieden in dieſem Augenblicke in ihr wogen mochte. Endlich rief ſie in einem Tone, der faſt freudig klang; denn auch in ihren Mienen ſpiegelte er ſich ab:

„Sie ſchenken mir alſo . . . Ihr Spielgeld, Herr Spitz? das, was Sie Ihrem Vater abgewinnen werden?“

„Ja, du Narrele,“ meinte Bärele lachend.

„So kann ich's nicht nehmen,“ rief Liſi laut, und ließ das Geldpäckchen zu den Füßen Bäreles fallen.

„Was fällt dir ein?“ ſchrie der verblüffte Bärele.

„Weil es Spielgeld iſt,“ rief das Mädchen raſch, und richtete ſich in ſeiner ganzen Schönheit und Größe auf. Die Augen leuchteten mit einer Art Wildheit, die Lippen waren trotzig aufgeworfen, das ganze Weſen Liſi's mußte dem härteſten Gemüthe in dieſem Augenblick unwillkürlich Ehrfurcht einflößen, ſo entſchieden und bedeutend ſtellte es ſich dar.

„Weil es Spielgeld iſt,“ rief ſie leidenſchaftlich,

„und ich mich zu versündigen glaube, wenn ich es annehmen möchte. Ich soll ein Geld zurücknehmen, das Sie Ihrem Vater abgewinnen können? Das nämliche Geld, um das ich nicht geschlafen habe, für das ich mich abgemüht und geweint habe, bis es beisammen war? Wenn Sie mir meinen Zins geschenkt und dabei gesagt hätten: Lisi, ich weiß, es kommt dir und deiner Mutter schwer an, Gott weiß! ich hätte mich bedankt . . . weil Sie mir ihn zurückgegeben hätten. Aber theuer erworben Geld lasse ich mir nicht so zurückgeben . . . von einem Spieler nicht, der im Franzefuß an einem Abend gewinnt, was mich so viel gekostet hat.“

Noch ehe Bärele Zeit gewann, eine Entgegnung auf diese merkwürdigen Reden zu finden, war das Mädchen zur Stube hinaus. Bärele stand mit offenem Munde da, und starrte die Thüre an, durch die sie hinausgegangen. Sie! Wer war das, der es gewagt mit ihm in solcher Weise zu reden? Hannele's des „frommen“ Weibes Tochter, die für die Leute nähte? Oder war es eine königliche Prinzessin, die ihn mit einem Besuche beehrt, und nun im höchsten Zorn, höchst ungnädig von ihm fortgegangen war? Bärele hätte nicht Bescheid geben können, wenn Jemand in diesem Augenblicke diese Frage an ihn gerichtet hätte. Es ist fast zu vermuthen, daß er sich für die „Prinzes-

sin“ entschieden hätte, in so gebietender Weise war die arme Nähterin ihm erschienen. Dann bückte er sich und hob das am Boden liegende Geldpäckchen auf. Das erinnerte ihn, daß es doch Hannele's Tochter, die Tochter des frommen Weibes gewesen war.

So traf ihn seine Mutter Hindel, die bald darauf mit zorngeröthetem Gesicht hereintrat.

„Was hast du mit Lisi vorgehabt?“ schrie sie ihn heftig an. „Hast ihr gewiß vorgehalten, warum sie den Zins um zwanzig Minuten zu spät gebracht hat? Bärele, um Gottes Willen, was bist du doch für ein Mensch geworden! Dazu bist du Hindels Sohn, daß du arme Witwen und Waisen so drückst? Lebendiger Gott! wenn du jetzt schon so bist, was kann aus dir noch werden? Die Welt wird dich ja gar nicht ertragen können. Sag, was hast du mit ihr vorgehabt? Sie hat ja ganz verweinte Augen gehabt!“

„Ich weiß nicht, Mutter,“ meinte Bärele dumpf.

„Du weißt nicht?“ schrie Hindel erbost. „Du hast dem armen Mädchen gewiß Vorwürfe gemacht, und darauf ist sie mit Thränen fortgegangen. Das sag' ich dir aber, wenn du das Geld nicht noch heute zurückträgst und ihr sagst, daß wir es ihr schenken, so bin ich nicht deine Mutter. Hörst du? und noch heute

mußt du es ihr zurücktragen, und selbst, und mußt sie um Verzeihung bitten."

Bärele starrte die Mutter an, wie er vorhin die Nähterin angestarrt hatte. Von Beiden Vorwürfe in einer und derselben Stunde! Es gehörte seine ganze „bärenhafte Natur" dazu, um so etwas zu ertragen. Als die Mutter lange schon geendet, nickte er mit dem Kopfe und sprach halblaut:

„Ja Mutter, ich werd' ihr's zurückbringen."

Bäreles Gemüth blieb den ganzen Tag hindurch ein Spielzeug der widerstreitendsten Empfindungen und Gedanken. Als sich sein Kopf von der Wucht der Schläge, die in so kurzer Zeit auf ihn niedergefallen waren, wieder erholt hatte, und wieder einige Klarheit in ihm aufdämmerte, schieden sich diese Empfindungen und Gedanken in zwei hart an einander grenzende Lager. In dem einen wohnte Freude und Entzücken, ein namenloses Gefühl, daß es Lisi gewesen, die mit ihm gezankt, in dem andern wohnte Groll und Erbitterung, daß die Tochter eines „frommen" Weibes, eine Nähterin, die für die Leute arbeitete, es gewagt hatte, ihm, Rebb Ascher's und Hindels Sohn, so entgegen zu treten.

„Die Schnorrerin," grollte es fürchterlich in ihm. „Vergißt sie, wer ich bin und wer sie ist? Sie heißt mich einen Spieler! Woher hat sie nur die Keckheit genommen! und ich bin dagestanden mit offenem Munde und hab' sie das Alles so reden lassen! Wie kommt denn sie dazu mich so zu heißen?"

Mehrmals an diesem Tage tobte dieser Gedanke in Bärele's Gehirn; er reckte dann sein Haupt stolz empor, als könnte er sich damit größer machen als das Mädchen, die wie eine Prinzessin vor ihm gestanden war. Aber er mußte es eben so oft sinken lassen. Bärele fühlte mehr als er es hätte sagen können, daß Lisi keine „Schnorrerin" sei, daß wenigstens keine Schnorrerin so mit ihm gesprochen hätte. Dunkel war er sich bewußt, daß aus dem Wesen dieser armen Nähterin ein Licht hervorstrahlte, das allen Reichthum seiner Eltern weit überleuchtete.

Gegen Abend, mit Sonnenuntergang hatte wieder die Erbitterung in ihm die Oberhand erhalten. Werdende Liebe soll überhaupt mit dem geheimnißvollen Walten der Natur inniger zusammenhängen, als man glauben möchte. Er wollte der „Schnorrerin" beweisen, wer „er" und wer „sie" sei; sagen wollte er ihr, ob sich das schicke und dankbar sei, den Sohn ihres Hausherrn, der sie fast umsonst in der Woh-

nung beherberge . . einen „Spieler“ zu nennen. Das Wort müsse sie zurücknehmen, und ihn um Verzeihung bitten, sonst werde er schrecklich aufbegehren, daß sie daran denken würde all ihr Lebetag.

Aber seltsam! Er zögerte von Stunde zu Stunde mit der Ausführung der fürchterlichen Rachepläne, wahrscheinlich konnte er nicht die Stimmen unterdrücken, die ihn um Erbarmen und Gnade für das Leben der Nätherin anflehten. Erst als die volle Nacht niedergesunken war, hielt er es an der Zeit, sich auf den Weg zu machen! Lisis zurückgelassenes Geldpäckchen nahm er wohlweislich mit.

„Ich sag' Dirs noch einmal, Bärele,“ rief ihm Hindel zu, die wirklich während des ganzen Tages kein Wort an ihn gerichtet, „ich sag' Dir's, bring mir die Sache wieder in Ordnung, sonst hast Du es mit mir zu thun. Und daß Du sie ja ganz schön um Verzeihung bittest.“

Bärele brummte etwas vor sich hin, was Hindel nicht verstand, und ging.

„Wo geht er denn hin?“ fragte der heute gelangweilte Ascher.

„Franzefuß spielen,“ gab Hindel verdrießlich zur Antwort.

„Außer dem Haus?“ rief Ascher ganz erschrocken.

„Ich möcht', er hätte in seinem Leben keine Karte angerührt," rief Hindel mit Erbitterung.

Hindel!" meinte Ascher in einem Tone, der wie der stärkste Vorwurf klingen sollte.

„Meinst du, ich spaß'?" rief sie gereizt. „Die Karte hat ihn zu dem gemacht, als was ich ihn heute erkannt habe. Ich schäm' mir meine Seele heraus! Mit einem armen Waisenkind so umzugehen, wie er umgegangen ist! Anspeien werden uns die Leut' auf der Gasse, wenn man die Geschichte hören wird. Ich darf mich gar nicht mehr sehen lassen, denn so etwas ist gar noch nie erhört worden."

Rebb Ascher fragte nicht um den Grund dieser zum ersten Male so heftig hervorbrechenden Klagen; er gehörte zu jenen glücklichen Naturen, die da meinen, Zuhören und Schweigen vertreibe am besten solche häusliche Gewitter. Uibrigens that ihm nur Eines leid; er sah, daß er heute um seinen „Franzefuß" gekommen war.

Indeß hatte Bärele das kleine Winkelgäßchen erreicht, in welchem Lisi's Wohnung stand. In der Gasse war es still; kein Laut tönte durch die stille Nacht. Die Fensterläden des kleinen Häuschens waren dicht geschlossen, aber durch einige weitklaffende Spalten konnte er Licht in der Stube, ja sogar die Umrisse ei-

nes Schattens gewahren, der niemand Anderem als „ihr“ gehören konnte. Da reckte wieder „Rebb Aſcher's Sohn,“ der Sohn des reichen Hausherrn, ſein ſtolzes Haupt empor.

„Die Schnorrerin!“ rief es fürchterlich in ihm, „da ſitzt ſie wieder und näht Hemden für Leute, und ſieht ſich die Augen noch blind heraus! Von mir aber hat ſie den erbärmlichen Hauszins nicht angenommen, der ihr doch gut gekommen wäre! Wart' nur, ich will dir ſchon beweiſen, was ein Spieler, wie du mich geheißen haſt, Alles vermag.“

Ein Geräuſch in der Stube verjagte Bärele von ſeinem gefährlichen Standpunkte; er duckte ſich ſchnell an die Mauer. Da trat durch die Thüre aus dem dunklen Vorhauſe eine Mädchengeſtalt, in der Bärele alsbald die Nähterin erkannte. Im fahlen Lichte der etwas erhellten Nacht bemerkte er, daß Liſi einen Waſſerkrug in der Hand trug, womit ſie wahrſcheinlich zu dem nahen Röhrbrunnen gehen wollte. Liſi gewahrte ihn nicht; ſie war ſchon einige Schritte voraus, da ſprang Bärele wie ſein echter Namensbruder in einem Sprunge an das Mädchen hin und legte ihr die ſchwere Tatze, will ſagen die Hand, auf die Schulter. Liſi ſtieß einen ſchrillen Schrei aus.

„Lebendiger Gott! wer iſt das?“ rief ſie zu Tode erſchrocken.

„Ich bin's . . . der Spieler!“ ſagte Bärele faſt grimmig, ganz nahe am Ohre ſeines Schlachtopfers.

„Sie . . . Herr Spitz?“ rief das Mädchen.

„Warum heißt du mich . . . Herr Spitz?“ fragte Bärele, in dem mit einem Male eine vollſtändige Wandlung vorgegangen ſchien. „Weißt du denn nicht, wie ich ſonſt heiße?“

„Ich weiß keinen . . . anderen Namen, „ſagte Liſi nach einer Weile. Bärele's Hand lag noch immer auf ihrer Schulter. Vielleicht darum zitterte ſie ſo.

„Ich heiße Bär,“ meinte Hindels Sohu, und die Hand auf der Schulter des Mädchens war etwas leichter.

„Wie komme ich aber dazu, Sie anders zu nennen . . . Herr Spitz?“ liſpelte die Nähterin in faſt unhörbarem Geflüſter.

„Aber dazu biſt du ja gekommen,“ ſagte Bärele wieder rauh, und die Hand drückte wieder mit Centnerlaſt auf Liſi's Schulter, „dazu biſt du gekommen, mich einen Spieler zu nennen und mir das Geld vor die Füße zu werfen. War das recht?“

„Verzeihen Sie mir . . . Herr Spitz,“ liſpelte

die Nähterin, „ich hab's nicht ſo gemeint . . . und ſeit dem hab' ich ſchon tauſendmal Reue empfunden."

„Willſt du's aber jetzt zurück?" fragte Bärele jetzt raſch.

„Was?" rief das Mädchen.

„Nun, deinen Zins!" meinte Bärele.

„Nein . . . " ſagte die Nähterin mit großer Entſchiedenheit und trat von Bärele hinweg. Aber mit einem raſchen Griffe hatte er ſie wieder herumgedreht, und nun ſuchte er in der Dunkelheit dem Ausdrucke ihres Geſichtes zu begegnen. Er konnte aber nur die leuchtenden Augen wahrnehmen, vor deren Glanze er zurückbebte.

„Warum nein?" rief er rauh.

„Hab' ich's Ihnen nicht ſchon geſagt . . . Herr Spitz?" meinte Liſi langſam, und jedes ihrer Worte, nach Ton und Ausdruck zu ſchließen, offenbarte es wieder dem Sohne Rebb Aſcher's, daß die „Prinzeſſin" vor ihm ſtehe. „Hab' ich's Ihnen denn nicht ſchon geſagt . . . Herr Spitz? Warum ſoll ich es denn zweimal ſagen?"

„Ich möchte es noch einmal hören," rief Bärele ingrimmig.

Liſi ſchwieg eine Weile; dann aber richtete ſie ſich auf, wie ſie ſich ſchon am Morgen vor ihm aufgerichtet hatte.

„Ich nehm' von einem Spieler kein Geld," ſagte ſie raſch in tiefſter Bewegung.

Merkwürdig ruhig, als hätte der Schimpf diesmal für ihn keinen Stachel, meinte Bärele:

„Bin ich denn einer?"

„Die Welt ſagt's," meinte Liſi etwas langſamer.

„Die Welt? Wer iſt das? Du vielleicht?" fragte Bärele in demſelben trocken-ruhigen Tone.

„Die Welt ſind alle Leute," entgegnete die Nähterin leiſe.

„Und was ſagt die Welt?" fragte Bärele noch einmal.

„Geht's mich an?" meinte Liſi, der dieſes Verhör höchſt peinlich vorkam, ausweichend.

„Siehſt Du, wie Du biſt," rief Bärele, in dem wieder aller Grimm erwacht war. „Jetzt, weil ich in Dich dringe, willſt Du es nicht ſagen."

„Die Welt ſagt, daß Sie ein Spieler ſind," rief jetzt mit einem Male Liſi wieder laut, heftig ſogar. „Sie ſagt, daß Sie den ganzen Tag nichts Anderes thun, als mit Ihrem Vater Franzefuß ſpielen. Andere junge Leute in dieſem Alter . . . ſagt die Welt, haben da ſchon ihre Geſchäfte, gehen nach Reichenberg, nach Prag oder Brünn, andere noch weiter bis gegen Wien

Sie aber, Herr Spitz . . . sitzen zu Hause bei Ihrem Vater . . . und spielen Franzefuß.“

Als Lisi so gesprochen, wandte sie sich rasch ab, als ob sie trotz der Finsterniß, die sie umgab, die drohenden Zornesaugen Bäreles gefürchtet hätte. Aber Bärele that, als ob er die sanfteste Musik gehört hätte, wie fürchterlich es in ihm auch toben mochte.

„Und was meinst Du?“ sagte er nach dieser Erklärung. „Bist Du auch die Welt?“

„Ja,“ sagte Lisi.

„Du nimmst es also nicht zurück, daß ich ein Spieler bin?“ fragte er.

„Nein,“ sagte das Mädchen mit Überlegung.

„Ein Thunichtgut und ein Müßiggänger?“ fuhr Bärele in seinem eigenthümlichen Verhöre fort.

„Nein,“ sagte Lisi nach einer noch längeren Weile, diesmal aber mit unter der Wucht dieses Geständnisses zitternder Stimme.

„Gut,“ rief nun Bärele im vollen Ausbruch seiner gewaltigen Sprache, „ich habe geglaubt, daß Du die Einzige bist, die nicht zu der Welt gehört, ich seh' aber, ich habe mich in Dir gefoppt. Dafür werd' ich Dir bald zeigen, was ein Spieler alles kann. Du wirst nicht lange darauf zu warten haben.“

So sprach Bärele und glaubte eine Rede ge-

halten zu haben, wie sie nicht feuriger und einschneidender in allen Parlamenten der Welt gehört wurde. Mit seinen größten Schritten hatte er sich dann eiligst entfernt, ohne die Nähterin weiter eines Blickes zu würdigen. Als er aus dem Schulgäßchen verschwunden war, ging Lisi kopfschüttelnd wieder nach Hause; zum Röhrbrunnen, um Wasser zu holen, hatte sie in diesem merkwürdigen Augenblicke wahrscheinlich vergessen. Wen wird das wundern?

Bärele aber kam in voller Hast zu Hause an. Seine Wangen brannten in lichter Gluth und trotz des Kerzenlichtes konnte die scharfsichtige Hindel sogleich gewahren, in welch' ungewohnter Aufregung sich ihr Sohn befand.

„Bist schon zurück?" fragte sie ihn mit prüfendem Blicke. „Nun, hat Dir Hannele und ihre Tochter nicht tausendmal Segen gegeben?"

„Ja, Mutter," meinte Bärele mit unterdrückter Stimme und scheu auf die Seite gerichteten Augen, „wie man es eben nimmt."

„Jüngel, mit Dir steht's nicht, wie es stehen soll," sagte Hindel und eine Wolke von Sorge zog über ihr sonst so behagliches Antlitz. „Wirst Du reden, was Dir ist?"

Da blickte Bärele zur Mutter auf, wahrſcheinlich voll Verwunderung, daß ſie ihn ſo gut verſtanden.

„Ja, Mutter," ſagte er, „wenn Du nichts dagegen haſt, ſo geh' ich morgen nach Prag und kauf' da ein, was ich ſehe."

„Was? Du? Und nach Prag?" rief Hindel, in der ein gerade vor ihr niederfallender Donnerſchlag keineswegs dieſen Schrecken, wie ſie ihn jetzt empfand, hervorgebracht hätte.

Erſchöpft, niedergeſchmettert von der ganzen Bedeutung dieſer Mittheilung, mußte ſie ſich auf einen Stuhl niederlaſſen.

„Ja, Mutter," begann Bärele wieder, „wenn du und der Vater nichts dagegen hat, ſo fahr' ich morgen in aller Frühe mit dem Stellwagen nach Prag. Du gibſt mir Geld, ſo viel Du gerad' in Deinem Kaſten haſt . . . und ich geh'."

„Und was willſt Du mit dem Geld anfangen?" fragte Hindel nach einer minutenlangen Unterbrechung, während welcher der Athem der beleibten Frau geſtockt zu haben ſchien.

„Einkaufen, Mutter," ſagte Bärele trocken.

„Bärele, der Gedanke iſt nicht in deinem Garten gewachſen," rief Hindel und ſtand in großer Bewegung auf.

„In welchem denn?“ fragte Bärele beinahe höhniſch.

„Und was liegt daran, ob er in Deinem oder in einem andern Kopfe gewachſen iſt,“ ſagte Hindel in einem Tone, der höchſt freudig klang. „Ich ſag' Dir, etwas Schöneres und Beſſeres hätteſt Du mir gar nicht verkündigen können. Den ganzen Tag iſt's mir im Hirne herumgekrochen, ob wir denn recht gethan haben, Dich ſo aufwachſen zu laſſen, ohne Arbeit, ohne Geſchäft . . . und jetzt kommſt Du ſelbſt und ſagſt: Mutter, gib Geld her, ich will einkaufen gehen.“

„Gibſt Du mir's alſo?“ fragte Bärele langſam.

„Gott, Bärele, ſo viel Du willſt. Tauſende liegen für Dich bereit. Wozu haben wir's denn?“ rief Hindel, die ſonſt immer gleichmäßig ruhig blieb, in überſtrömender Wallung. „Kauf' nur ein, was Dir in die Augen fällt, üb' Dich, und wenn auch das erſtemal kein Vortheil dabei herausſehen wird, ſo liegt daran gar nichts. Die Hauptſach' iſt, daß Du ein Menſch wirſt und ſiehſt, wie man Geld verdient. Dann wird Dir nicht zukommen, was Dir heute Früh zugekommen iſt, daß Du nämlich auf die paar Groſchen einer armen Waiſe warteſt, und ſie

auszankst, wenn sie um fünf Minuten später den Zins bringt.“

Man sieht, Hindel hatte keineswegs den Auftritt vom Morgen vergessen. Sie gehörte keineswegs zu jenen Müttern, die den Untugenden ihrer Söhne gegenüber ewig den grauen Staar haben, während sie an Fremden zu Adlern und Falken werden. Sie hatte bis dahin ihr Bärele gleichsam in großem Respekt gehabt, hatte nie viel über ihn gedacht, weil die anregende Gelegenheit dazu gefehlt hatte. Nun glaubte sie mit einem Male klar zu sehen und seinen Charakter erkannt zu haben. Seine vermeintliche Rohheit, sein ausgesprochener Geiz gegen das arme Mädchen hatten ihr Herz mit Kränkung erfüllt. Mit schnellem Blicke hatte sie die Fehler überschaut, die in Bäreles Erziehung gemacht worden waren. Darum ging sie so freudig auf den kaum enthüllten Antrag ihres Sohnes ein; ihr war es genug, daß Bärele die Wirkungen des heutigen Tages in so selbstständiger Weise in sich verarbeitet hatte.

Daß aber selbst die scharfsichtigste Mutter zuweilen nichts sieht, wo eigentlich Vieles zu sehen ist, weiß so Mancher, der über die zwanzig Jahre hinausgekommen ist. Von da an gibt es Geheimnisse, für

die das menſchliche Auge nicht mehr ausreicht — und ein Engel mit aufgerollten Fittigen war Hindel nicht!

In der Freude ihres Herzens ging ſie ſogleich an den Kaſten. Aus einer verborgenen Schublade nahm ſie, allzu haſtig vielleicht für ein ſo ernſtes Geſchäft, mehrere Bündel Banknoten, die da in Reih und Glied lagen.

„Da,“ ſagte ſie zu ihm, „da nimm, Bärele, ich hab's nicht einmal gezählt. Wenn Du wieder brauchſt, ich hab' noch. Ich ſag' Dir noch einmal, es liegt mir nichts daran, wenn Du zum erſten Male mit Deinen Einkäufen auch Spott und Schand' haben wirſt. Es liegt nichts daran. Wenn Einer ein „Barjin“ werden ſoll, ſo geht es nicht, wie man die Hand umdreht. Das wird man erſt in langer, langer Zeit und Mancher hat ſchon graue Haare und große Kinder und iſt doch noch kein „Barjin“ geworden.“

Bärele ſteckte die Banknoten gleichgiltig ein, nicht ſo die Worte der Mutter. Er meinte, ſie würde ſchon ſehen, daß er ein Menſch werden würde, der ſich um die Welt und um das, was dieſe Welt ſage, nicht kümmere. Hindel brachte dieſe Worte auf Rechnung des heutigen Tages, er ſei gekränkt, nahm ſie an, und in dieſer Kränkung habe er den Entſchluß gefaßt, ein thätiger Menſch zu werden. Doch ſei es beſſer ſo als

anders. Während dann Bärele auf seine Kammer ging, um sich zur Reise vorzubereiten, sagte Hindel zu ihrem Manne, der bis dahin wie es schien, theilnahmlos dicke Rauchwolken vor sich hingeblasen hatte:

„Du wirst sehen, Ascher! aus dem Jüngel wird erst jetzt etwas werden.“

„Meinst du, Hindel?“ gab er tonlos zur Antwort.

„Ja,“ sagte sie mit großer Bestimmtheit, „Aus dem Jüngel wird erst jetzt ein Mensch.“

Nach einer Weile, während sich die Rauchwolken aus Rebb Ascher's Meerschaumpfeife immer dichter und qualmiger ballten, mitten aus diesem Vulkane fragte er kleinlaut:

„Wollen wir heut', Hindel Lebeh?“

„Ja wir wollen, Ascher!“ rief sie freudigen Tones.

Und das „Pasch“ Karten war hervorgeholt, und wie in manchen Häusern ein Valettrunk beim Scheiden gebräuchlich ist, so spielten Rebb Ascher und Hindel einen „Franzefuß“ auf das glückliche Gedeihen ihres Sohnes!

Bärele hatte beim Weggehen aus dem Hause auf Hindels Frage, wann er zurückkommen gedenke, unbedenklich geantwortet: „Auf die letzten Tage des Jontefs (Feiertags). Wenn er auf die Hin- und Her-

reiſe einen Tag rechne, ſo ſeien die zwei anderen, die bis dahin fehlten, gerade hinreichend, um das „Geld“ anzubringen. Zurückzubringen brauchte er es nicht, meinte Hindel noch zu guter Letzt. Dafür ſolle ſie nicht ſorgen, bemerkte Bärele faſt luſtig, ein Dukatenmännchen ſei er nicht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß Hindel ihrem Sohne außer dem „ungezählten“ Gelde auch noch einen ganzen Reiſekoffer ebenfalls ungezählter Rathſchläge mit auf den Weg gab, wie er ſich mit den Prager Kaufleuten zu benehmen habe, von denen jeder, beſonders aber die Frauen, einen eiſernen Kopf auf ſich habe, wie er ſich durch ihr Schmeicheln und Zureden nicht ſolle berücken laſſen; das ſei ſo ihre Art, beſonders wenn ſie wüßten, daß der Kunde vom „Land“ ſei. In den Wirthshäuſern, wo er übernachte, ſolle er das Geld jedesmal unter ſein Kopfkiſſen legen und ja nicht vergeſſen, das Licht auszulöſchen und die Thüre zu verriegeln. Schließlich möge er ſich vor den Ladenmädchen auf dem „Tandelmarkte“ hüten!

Bärele war wahrſcheinlich ſchon an „Benatek,“ einem an der Prager Straße gelegenen Städtchen, vorüber, als ſich Hindel noch errinerte, ſie habe vergeſſen, ihm ein „Tracteurhaus“ anzuempfehlen, das ſie aus ihrer Jugend noch kannte; dorthin möge er gehen

und den Trakteur und die Trakteurin, wenn sie noch lebten, von ihr grüßen. Aber es war schon zu spät.

Übrigens konnte Hindel kaum den Tag erwarten, der ihren Bärele ihr wieder zurückbrachte. Zu der Sorge um den Abwesenden, der zum ersten Male sich den Gefahren einer großen Stadt aussetzte, kam noch ein gewisses dunkles Gefühl, das sich im Laufe der wenigen Tage immer mehr und mehr klärte.

Der plötzliche Entschluß ihres Sohnes, ein „Geschäft" anzufangen, die ganze Art und Weise, wie er ihr dieß angekündigt, drängte sich ihrem Nachdenken immer stärker auf. So viel sah sie klar: der Zinstag der Nähterin und die Lektion, die sie ihm ertheilt hatte, standen damit in Verbindung. Dennoch war es ihr eigen zu Muthe, wenn sie überlegte, daß Bärele, bei dem Gefühlswallungen nie die starke Seite waren, eben durch diese Vorwürfe dazu bestimmt sein sollte. Sie, die jedes Aederchen in ihrem Sohne zu kennen glaubte, zweifelte selbst, ob sie den Eindruck auf sein Gemüth hervorgebracht.

Natürlich war sie in diesem Zustande nicht geeignet, auf die öftere Frage ihres Mannes: „Wollen wir, Hindel?" die bekannte Antwort zu geben. Die behäbige Frau fühlte sich unruhig und gepeinigt, wie nie in ihrem Leben. Dazu kam die Verdrießlichkeit

Rebb Aſcher's, der die Abweſenheit Bärele's ſehr ſchwer empfand. „Gerad' am Cholemoed haſt Du ihn wegſchicken müſſen?“ ſagte er wiederholt, „zu einer andern Zeit hätt' es gar nicht ſein können? Der ärmſte Schnorrer unterhält ſich am Cholemoed, ja ſelbſt Kinder ſpielen ihr „Hammer und Glock',“ nur ich allein muß da ſitzen wie ein verlaſſen Waiſenkind und kann nicht einmal meinen „Franzefuß“ haben. Iſt das erhört?“

„Erſt muß man ein Menſch ſein,“ ſagte Hindel gereizt, „und hernach kann man Franzefuß ſpielen.“

„Geht das auf mich?“ fragte Rebb Aſcher kleinlaut.

„Nein, das geht auf Einen, der nicht hier iſt,“ gab ſie zur Antwort.

Bärele ließ übrigens lange auf ſich warten. Der Vorabend der letzten Feiertage war gekommen, durch die Gaſſe zog bereits der feſtliche Duft, in manchen Häuſern entzündeten ſich ſchon die Lichter — aber Bärele blieb aus. In Hindels Gemüth, wie ſtarr und ſtark es ſich auch gegen die Außenwelt zeigen mochte, begannen ſchwere Sorgen aufzuſteigen. Zu der Furcht, ihr Sohn könne in den heiligen „Jontef“ hineinfahren, geſellte ſich eine andere, was ihn wohl verhindert haben könnte, zur beſtimmten Zeit zu kom-

men. Mit einem Male erſchollen ſogar die drei Schläge des Schuldieners an der Thüre, das Zeichen, daß der abendliche Gottesdienſt beginnen würde. Da rüſtete ſich auch Rebb Aſcher zum Fortgehen.

„Wart'ſt Du denn nicht?“ rief ſie ihm nach, als er ſchon auf der Stiege war.

„Auf wen denn?“ fragte er, ohne ſich umzudrehen.

„Auf Bärele!“ ſchrie ſie.

„Du haſt ihn ja fortgeſchickt,“ meinte er achſelzuckend, „folglich mußt Du auch wiſſen, wann er kommen wird.“

Hindel empfand dieſen „Stich“ bitter, aber es fehlte ihr an Muth, ihn gebührend zu beantworten. Dennoch, weil ſie ein ſtarkgewilltes Weib war, dem Ärger und Kränkung nicht ſo leicht etwas anhaben konnten, verwand ſie ſelbſt die Furcht um ihren abweſenden Sohn. Wenn ſie es gut überlege, fiel ihr ein, ſo könne Bärele gar nicht ſo geſchwind von Prag zurück ſein. Das Jüngel werde ſo viel neue Sachen zu ſehen bekommen haben, daß ihm darüber Hören und Sehen werde vergangen ſein. Zudem ſei er ein Neuling im Einkaufen, werde nicht wiſſen, wozu früher greifen. Eines werde das Andere bei ihm verdrängt haben, zuletzt werde ihm die Zeit zu kurz ge-

worden sein. Morgen werde die Post einen Brief bringen, drin werde das alles stehen, was sie jetzt denke; denn schreiben werde er ganz gewiß, so „klug" sei er doch.

In diesem Glauben vermochte Hindel, als ihr Mann aus der „Schul" heim kam, mit einem fröhlichen Gesicht entgegentreten, und ihm „gut Jontef" wünschen.

Aber dieser Morgen kam, und weder Bärele, was auch natürlich war, noch ein Brief von ihm kam. Hindel war gleichfalls in „Schul'" gegangen, hatte aber beim Weggehen den Auftrag hinterlassen, wenn ein Brief käme, ihn sogleich zu dem benachbarten christlichen Schuster zu tragen, damit er das Siegel erbreche, weil ihr das am Festtage nicht gestattet war. Aber sie harrte umsonst, und vergebens waren ihre Gedanken während des Gebethes nicht bei Gott! Ihre Blicke hafteten in einem fort an der Eingangsthüre der „Weiberschul" — aber Niemand kam, der ihr zuwinkte, und ihr den erbrochenen Brief aus der Ferne zeigte.

Ganz verstört eilte sie, noch lange bevor die Schul' zu Ende, nach Hause. Hier traf sie schon ihren Mann, den gleichfalls die Sorge vom Gebethe weggescheucht hatte.

„Nun, was sagst du zu dem Jüngel?“ rief er ihr entgegen. „Noch nicht zurück!“

„Er kann doch nicht am heiligen Feiertage zurückkommen,“ meinte sie gepreßt.

„Und auch kein Brief!“ fuhr er fort. „Gott der Lebendige weiß, was ihm zugestoßen ist. So ein junges Kind soll man in die Welt schicken!“

„Das junge Kind ist vierundzwanzig Jahre alt,“ meinte Hindel mit spöttischem Tone „in dem Alter bist du schon mein Mann gewesen.“

Hindel wollte wahrscheinlich durch diesen Ton die innere Angst überschreien; aber es ging nicht an. Beiden fehlte der Sohn, sie hatten ihn, seitdem sie ihn besaßen, nie vermißt. Es war vielleicht der erste wahre Schmerz, der in das Leben dieser in Glück und Reichthum sitzenden Leute trat, und Hindel war der leidendere Theil; denn sie mußte so wie den Vorwürfen ihres Mannes, noch mehr ihrem eigenen Schweigen auferlegen.

Dennoch ging sie am andern Morgen, nachdem sie eine schlaflose Nacht zugebracht, mit ruhigerem Gemüth zur „Schul.“ Der Brief Bäreles konnte sich verspätet haben — was wußte er, der es noch nie zu einem Briefe gebracht hatte, davon, wie man so ein Schreiben auf die Post geben solle, damit es richtig

und zur Zeit ankomme? Vielleicht war er zu spät gekommen, und die Post, die natürlich nicht wissen konnte, daß es eine Hindel Spitz in der Welt gab, die auf den Brief mit aller Sehnsucht wartete, hatte ihn für den anderen Tag mitgenommen. Sie hatte den nämlichen Auftrag gegeben, den Brief alsogleich zum Schuster zu tragen, und ihr erbrochen in die „Schul" zu bringen. Aber auch heute harrte sie vergebens. Da bemächtigte sich ihrer eine Angst, daß es ein Wunder war, wenn sie nicht laut aufschrie; dicke Schweißtropfen drängten sich auf ihre Stirne; sie war wirklich einer Ohnmacht nahe. Unter dem Vorwande, daß ihr zu heiß sei, und die kühle Luft ihr gut thun werde, entschuldigte sie sich bei einer Nachbarin, und entfernte sich eiligst, da kaum die Hälfte des Gottesdienstes vorüber war.

Draußen in der kühlen Luft kam ihr wieder die Fassung. Drin in der Schul', hatte sie geglaubt, ruhten die Augen aller Frauen auf ihr, und wußten, daß ihr Bärele keinen Brief geschrieben habe. Langsam ging sie die Treppe herunter, die von der Weiberschul' herabführt; aber mit jedem Schritte, den sie vorwärts that, um nach Hause zu gelangen, wuchs ihr inneres Bangen aufs Neue. Was war mit Bärele wirklich vorgegangeu? Wie sollte sie ihrem Manne

jetzt entgegentreten? Ihre Blicke starrten vor sich hin, als sollten ihr, die sonst so stark im Wollen und Entschließen war, die leitenden Gedanken aus der leeren Luft zuströmen. Da fielen sie, von ungefähr, auf das kleine Häuschen, worin Hannele, das „fromme Weib," und ihre Tochter Lisi zur Miethe wohnten. Es war Hindel, als sei mit dem Anblick dieses kleinen Häuschens ein neuer Sinn über sie gekommen. „Gott der Lebendige," fiel es ihr blitzartig bei, „wie ist mir nur das nicht eingefallen? Die Nähterin muß ja etwas wissen! Von ihr ist er ja gekommen, und etwas muß zwischen ihm und ihr vorgegangen sein, sonst hätte er sich nicht so schnell geändert!"

Hindel trat, ohne sich zu besinnen, rasch auf die Wohnung Hanneles zu. Zu einer anderen Zeit hätte sie sich wohl besonnen, ehe Rebb Ascher's Weib, bei Hannele, dem frommen Weibe, eingetreten wäre! Die reiche Frau war sich auch vollkommen des Abstandes bewußt, der zwischen ihr und Hannele bestand. Aber jede Bedenklichkeit, worunter die nicht die kleinste war, was es für ein Gerede geben würde, wenn ihr Besuch bei dem frommen Weibe ruchbar ward, schwand in dem Gedanken, daß ihr die „Nähterin" vielleicht einen Aufschluß werde geben können.

Als Hindel in das Vorhaus, das zugleich die

Küche war, eintrat, fiel ihr bei aller Sorge, die sie hieher geführt hatte, die ungemeine Ordnung und Reinlichkeit auf, die in diesem kleinen Raume waltete. Blankgescheuert glänzten kupferne und zinnerne Gefäße; der Herd selbst, auf dem ein dürftiges Feuer loderte, war weiß und zierlich anzusehen. „Man kann davon essen," bildete sich in Hindel schnell das Urtheil. Doch eine längere Umschau war ihr nicht gestattet, sie drückte auf die Thürklinke, und nachdem sie geklopft hatte, trat sie auf ein „Herein" rasch in die Wohnstube Hannele's.

Was Hindel erwartet hatte, traf ein. Die Nähterin war allein in der Stube.

„Madame Hindel!" rief die Nähterin, und sprang hoch verwundert von dem Gebetbuche auf, in welchem sie gebetet hatte. Der Besuch einer Königin wäre Lisi nicht so überraschend erschienen, als der der reichen Frau. „Madame Hindel!" rief sie daher noch einmal, und erröthete und erblaßte in einem und demselben Augenblicke.

„Mach' Dir keine Ungelegenheit, Lisi," sagte Hindel, als die Nähterin sich beeilte, ihr einen Sitz anzubieten, „ich setz' mich nicht; aber danken möcht' ich Dir dafür, wenn Du mir ein gut Glas Wasser bringen möchtest."

Lisi eilte in die Küche hinaus. Während dem hatte Hindels erfinderischer Geist schnell die Ausrede gefunden, die ihrem Besuche den möglichsten Schein von Unbefangenheit geben konnte.

Gleich darauf kam Lisi mit dem Glase Wasser auf einem spiegelblanken Teller — blank wie „Gold," bemerkte im Stillen Hindel — und bot es mit den Worten an:

„Wohl soll es Ihnen bekommen, Madame Hindel!"

„Ich dank' Dir, mein Kind," rief Hindel gnädig und schlürfte das kühlende Getränk fast zur Hälfte aus.

„Jetzt ist mir tausendmal besser," sagte sie hierauf, „ich hab' geglaubt, ich verschmachte in der Schul'."

Dann sah sie das schöne Mädchen, das in bescheidener Entfernung vor ihr stand, mit einem schnell prüfenden Blicke an, und meinte dann halb scherzend, halb ernst:

„Lisi, Dir und Deiner Stube sieht man's nicht an, daß Du für die Leut' nähst. Geht's Dir denn auch ganz gut? und bist Du zufrieden?"

Zu arbeiten gebe es immer, entgegnete demüthig das Mädchen, und Gott habe sie noch nicht verlassen. Die Mutter verdiene hie und da auch etwas, und so brächten sie sich Beide durch, sie wüßten oft freilich

nicht wie? Aber wer habe eigentlich über nichts zu klagen? wem gehe es stets nach Wunsch?

Hindel warf auf die Sprecherin nach diesen Worten mit Schrecken ihre Blicke. Wußte Lisi, warum sie hier war? Aber eben so schnell begriff sie, daß sie sich nicht bloßstellen dürfe. Ruhiger also, als es in ihrem Gemüthe aussah, meinte sie:

„Der Zins muß Dir wohl schwer kommen, Lisi?"

„Ich muß arbeiten und arbeiten, bis ich ihn zusammengebracht habe," sagte die Nähterin, aber keineswegs mit bettelhafter Demuth.

„Warum bedankt sie sich nicht?" grollte es in der schnell zürnenden Frau, und ein Zug von ungnädiger Mißfälligkeit zeigte sich auf ihrem Gesichte. „Bärele hat ihr ja den Zins zurückgebracht, warum mag sie nichts davon wissen?"

„Du kannst doch aber nicht sagen, Lisi," sprach sie laut, „daß wir Dich wegen Deines Zinses hart bedrücken? Es ist wahr, Du bringst ihn pünktlich, und es könnte sich Mancher an Dir ein Beispiel nehmen. Aber meinst Du, ich möcht' um die Polizei schicken, wenn Du einmal ausbleibst?"

„Die werden Sie, wenn mir Gott immer mit Arbeit hilft und ich gesund bleibe, niemals zu holen brauchen," meinte Lisi lächelnd.

Sie bedankt sich noch nicht? fragte sich Hindel selbst, empört über diese Verstellung Lisi's, der sie den Dank doch so leicht gemacht hatte. Wer hättte das in der kleinen Nähterin gesucht? Aber ein Blick auf das offene schöne Gesicht Lisi's überzeugte schnell die reiche Frau, daß sie sich in dem Mädchen doch geirrt haben könnte. Hatte ihr also Bärele das Geld gar nicht gebracht? Der Gedanke lag so nahe, daß er ihr als der wahrscheinlichste dünkte! Aber wie stand das wieder im Zusammenhange mit Bärele's schnellem Entschluße nach Prag zu gehen? mit seinem sonderbaren Thun seit dem Tage, wo Lisi den Zins gebracht hatte? Der starken Frau stand diesmal, und nicht blos sinnbildlich der Verstand still. Eine Verwirrung befiel sie, ein Durcheinandermogen der verschiedenartigsten Gedanken, wie sie die sonst so klare Frau nie gekannt hatte. Das aber fühlte sie trotz dem allem heraus, daß sie mit der Nähterin sich „ausreden" müsse, daß alle Rücksichten auf „Standesunterschied" vor der eisernen Nothwendigkeit weichen müßten — und dazu drängte sie nicht etwa der klügelnde Verstand, der oft irre geht, sondern ihr einfaches Bewußtsein als Mutter eines Kindes.

„Hör' mich an, mein gut Kind," sagte sie mit einem Male, ohne jeden vermittelnden Übergang, „mit

Dir muß ich reden, ich bin „extra“ darum zu Dir hergekommen. So und so ſteht es mit mir.“

Und nun erzählte die reiche Frau in einem Tone, als wenn ſie mit Ihresgleichen ſpräche, vom Anfang bis zum Ende, alles was ihr Herz bedrückte. Sie verſchwieg nicht den kleinſten Umſtand, und bemäntelte auch nicht, was ſie in ihrem mütterlichen Unwillen gegen Bärele für Worte gebraucht; wie ſie ihm ſeinen Geiz gegen ſie, die Nähterin nämlich, vorgerückt, wie ſie ihn faſt fortgetrieben, damit er ihr den Zins wieder zurückerſtatte. Er ſei damit fortgegangen, freilich erſt gegen Abend, aber als er gekommen, habe er ſeinen Entſchluß erklärt, nach Prag zu gehen, um ſich da im Einkaufen zu üben. Sie habe ſich dagegen nicht geſtemmt, habe im Gegentheil freudig zugeſtimmt, und ihm „ungezählt“ Geld mitgegeben, ſie wiſſe gar nicht wie viel. Das Geld mache ihr keine Sorge, wohl aber Bärele, der noch nicht zurückgekehrt ſei. Sie ſehe ſo viel, daß ſein Ausbleiben nicht natürlich ſei, ein Brief ſei auch nicht eingetroffen — ob er ihr vielleicht nicht geſtanden, was er vorhabe; denn etwas werde ſie doch wiſſen, wenigſtens komme es ihr ſo vor.

Bei dieſen Worten zuckte das Mädchen zuſammen, und als Hindel dies bemerkte, und ſie heftig fragte:

„Weißt Du vielleicht mehr als ich?“ da bedeckte ſie mit beiden Händen das Geſicht und fing an bitterlich zu weinen. Darob war Hindel erſt recht erſchrocken.

„Um Gotteswillen, Liſi,“ ſchrie ſie und faßte ſie bei der Hand, „ich ſteh' wie auf glühenden Kohlen. Was weißt Du von ihm?“

Da ſanken die Hände des Mädchens langſam herab; ihr Antlitz war thränenüberſtrömt. Sie vermochte lange nicht zu Worte zu kommen. Dann begann auch ſie zu erzählen; erſt abgebrochen und ſtockend, dann immer geläufiger. Auch ſie verſchwieg nichts, aber ſie hielt ſich doch nur an die Hauptſache. In ihrem Munde nahm die ganze „Geſchichte“ eine ganz andere Form und Geſtalt an, Bärele's Verfahren gegen ſie am Zinstage erſchien in einem andern Lichte, ob in einem mildern, wagte Hindel noch nicht zu entſcheiden. Aber ſchon, daß es nicht Geiz und Knickerei geweſen war, was ſie an ihm ſo gerügt hatte, befriedigte ſie nicht wenig. Das Mädchen verſchwieg auch nicht, wie Bärele ihr am Hauſe in der Nacht aufgelauert und was da zwiſchen Beiden vorgegangen war; aber ſie that es ſchonend für Bärele, ſich ſelbſt klagte ſie mit bittern Worten an, daß ſie ihm ſo ſchonungslos entgegengetreten, er habe nur

das Einzige verlangt, daß sie den „Spieler" zurücknehme, und nun sei das Unglück geschehen.

„Was für ein Unglück?" rief Hindel nur schwer athmend.

Lisi konnte vor Schluchzen nicht sprechen:

„Madame Hindel," rief sie endlich, „sehen Sie denn nicht ein, wozu Ihr Bärele nach Prag gegangen ist?"

„Nein," sagte diese stockend. „Was meinst du, Lisi?"

„Er ist nach Prag spielen gegangen," flüsterte von Hindel abgewandt, das Mädchen.

„Spielen!" rief die arme Hindel ganz vernichtet, „da sei Gott vor!"

Eine lange, minutenlange Weile trat nun ein. Nur das leise Schluchzen des Mädchens war in dem kleinen Raume hörbar. Hindel selbst, das starkmuthige Weib, verrang mit übermenschlicher Anstrengung den Eindruck des so eben Gehörten. Vielleicht hätte sie klüger gethan, der armen Nähterin die stolze Miene einer beleidigten reichen Frau entgegenzusetzen, wie das so vortrefflich in der „großen Welt" verstanden werden soll, aber dazu fehlte ihr die Unwahrheit und auch der Muth. Sie war sogleich überzeugt, daß Lisi Recht habe, alle Umstände, die sich jetzt zu einem Ganzen

vor ihrem Denken ſammelten, ſtimmten zuſammen: Bärele war nach Prag ſpielen gegangen.

„Hör' mich an, mein Kind, mein gut Kind,“ ſagte ſie nach dieſem ſchrecklichen Augenblicke, „es iſt leider gar nicht zu bezweifeln, daß Alles, was du mir erzählt haſt, von Wort zu Wort wahr iſt. Wie es in mir ausſieht, kannſt du dir denken. Leider Gott! ich muß dir Recht geben. Mein eigener Sohn hat mich betrogen, hat mir Geld abgenommen, um es zu verſpielen. Ich will jetzt nicht ſagen, wie das gekommen ſein muß; aber wir ſelbſt, ſeine Eltern, haben es zu verantworten, daß es ſo gekommen iſt, denn wir hätten es verhüten können. Was aber geſchehen iſt, iſt geſchehen, und ich muß nur dafür ſorgen, daß aus der ganzen Sache nicht noch etwas Ärgeres wird.“

„Ich werde nichts ausplaudern, Madame Hindel,“ betheuerte die noch immer weinende Liſi, „ich nicht. Darauf können Sie ſich verlaſſen.“

Hindel lächelte trübe.

„Das mein' ich nicht, du Narrele,“ ſagte ſie, „ich weiß, daß du zu meinem Unglück nicht noch das hinzugeben wirſt, daß du dir die große Trommel umhängſt, oder wie der Schulklopfer es an alle Thüren hämmerſt. Dafür kenne ich dich zu gut. Mein' auch nicht, und glaub' nicht, daß du daran Schuld biſt.

Das ist so in seiner Natur gelegen, und dafür sind Andere verantwortlich. Das schlag' Dir also aus dem Gedanken, und nimm an, daß es Dich nichts weiter angeht."

„Mich trösten Sie, Madame Hindel," rief Lisi schmerzlich, „und Sie selbst brauchen doch eher Trost."

„Ich werd' mir schon zu helfen wissen," meinte die reiche Frau nach einigem Nachdenken, und stand auf. Ihr ganzes Wesen hatte sich unter diesen Worten geändert. Eine merkwürdige Entschlossenheit, eine Art Begeisterung glänzte auf ihrem Antlitze. Lisi blickte sie mit einem Gefühle von Ehrfurcht an.

„Was wollen Sie denn thun, Madame Hindel?" wagte sie kaum zu fragen.

„Ich werd' mir mein Bärele zurückholen," sagte sie mit Entschiedenheit, „und wenn ich wüßt' ihn vom „guten Ort" mir zu holen. Doch so arg wird es nicht sein," setzte sie mit trübem Lächeln hinzu. „Die Hauptsache ist, daß ich ihn finde. Für das Uibrige laß meinen Kopf sorgen."

Damit ging Hindel, und wer der breiten, stattlichen Frau in ihrem rauschend seidenen Kleide und der buntbebänderten Haube nachsah, wie sie jetzt durch das enge Schulgäßchen gleich einer bewimpelten Fregatte auf dem Ocean einherging, der hätte gelacht, wenn man ihm gesagt hätte, daß dieselbe Frau ein schweres Leid

in ſich trug. Erſt in ihrem Hauſe angelangt, verließ ſie dieſe vornehme Haltung, die wirklich erkünſtelt geweſen, und ſie brach faſt zuſammen, ehe ſie ihre Stube erreicht hatte.

So fand ſie der heimkehrende Aſcher. Ergriffen von dem ungewöhnlich aufgeregten Weſen ſeiner Frau wollte er um den Arzt ſchicken. Sie aber wehrte es ab, wie ſehr er in ſie drang.

„Ich hab' ſchon meinen Arzt", ſagte ſie, „und der bin ich ſelbſt. Aſcher!" ſetzte ſie dann nach einer Weile hinzu, „wenn Du mir helfen willſt, ſo ſchick' gleich auf die Poſt und laß mir auf morgen in aller Frühe eine Extrakutſch' beſtellen. Ich fahr' nach Prag."

„Du willſt auch nach Prag?" rief vor Staunen ſtarr Rebb Aſcher.

„Ich muß, Aſcher," ſagte Hindel ſtark, „ich muß, da nützt kein Reden und kein Rathen, ich muß. Ich muß wiſſen, wo mein Bärele iſt, und eher komm' ich nicht zurück, als bis ich ihn mit der Hand da angefaßt habe."

Aſcher verlegte ſich umſonſt auf's Bitten und Vorſtellen, was er denn beginnen ſolle, wenn auch ſie von ihm fortginge, dann hätte er gar Niemanden, mit dem er ſich ausreden könne.

„Sag' lieber Franzefuß ſpielen," meinte ſie bitter. „Aber ich hab' an dem Spiel genug zu tragen."

Ascher selbst hatte nun nichts einzuwenden, als sie ihm in wenigen Worten Zweck und Absicht ihrer Reise nach Prag darthat. Er schüttelte nur den Kopf, als bezweifelte er, daß Bärele am Rande eines Abgrundes stehen könne, weil er nach Prag gegangen war, um zu spielen.

„Bagatelle" murmelte er im Fortgehen znr Post, „sie haben dem Jüngel das Franzefußspiel „miß" gemacht, und darum ist er nach Prag spielen gegangen. Und daraus macht sie so viel Gelärm?"

Noch vor Tagesanbruch rollte eine Kutsche durch die schlafende Gasse. Hindel saß darin; sie hatte dem Postillon gleich beim Einsteigen ein reichliches Trinkgeld gegeben, damit er nicht blase: denn wozu brauchte die Welt zu wissen, weswegen sie nach Prag fuhr? Die Pferde liefen rasch, aber seit wann gehen Pferd und Wagen gleichen Schritt mit der sorgenvollen Sehnsucht eines Menschen? Ohne zu rasten, ja selbst ohne mehr als einen nothdürftigen Imbiß zu sich zu nehmen eilte sie vorwärts. Zu Mittag kam sie in Altbunzlau an, einem Orte, der durch den Mord eines böhmischen

Herzogs, der hier durch seinen eigenen Bruder fiel, und die darauf erfolgte Heiligsprechung des Gemordeten berühmt geworden ist. Noch zeigt man an der Kirche den eisernen Ring, an den sich der Unglückliche im Todeskampfe anhielt. Hindel wußte von dieser „Geschichte," die in ihrer Jugend erzählt worden war. Sie fiel ihr auch jetzt wieder ein, als sie an jener Kirche vorüberfuhr, und sonderbar — sie wußte nicht wie, auch ihr Sohn kam ihr damit in den Sinn, wie wenig Zusammenhang auch zwischen beiden bestand. In dem nahen Brandeis, das nur durch eine Brücke von Altbunzlau getrennt ist, wurden die Pferde gewechselt. In dem Augenblicke, als sie abfuhr, sah sie durch das Fenster kaum zehn Schritte vom Wagen ein Mädchen, das eine ganz außerordentliche Ähnlichkeit mit der Nähterin Lisi zu haben schien. Hindel wollte ihr zurufen, aber das Peitschenknallen des Postillons und das Rasseln des Wagens übertönte ihre Stimme. War das wirklich Lisi gewesen? Wie sollte die jetzt herkommen? Und doch hätte Hindel darauf schwören mögen, daß sie es war. Sie schlug sich aber diesen Gedanken als zu lächerlich, um ihm nachzuhängen, bald aus dem Sinne. Um drei Uhr Nachmittags sah sie die Hauptstadt Böhmens vor sich liegen, und fuhr durch das düstere „Porzičer" Thor ein.

Sie ließ sich in die „drei Karpfen“ führen, ein ihr noch aus ihren Jugendtagen bekanntes Einkehrhaus, das damals im Rufe fabelhafter Wohlfeilheit stand. Hindel hatte kein Auge für die schöne Straße, die seit ihrer letzten Anwesenheit in Prag um jenen Gasthof herum entstanden war. Kaum in ihrem Zimmer angelangt, rüstete sie sich schon, matt und zerschlagen, wie sie von der schnellen Reise war, zu dem schweren Gange, um mitten in einer großen Stadt, mitten aus mehr als hunderttausend Menschen — ihren Sohn herauszufinden. Ihr erster Gang galt dem „Trakteur“, den sie durch Bärele hatte grüßen lassen; sie fand ihn in der That noch in dem engen Gäßchen zwischen dem „Dreibrunnenplatze“ und der „Geistgasse,“ aber der Trakteur, der seitdem von dem Gelde aller böhmischen Landjuden reich und fett geworden war, erkannte sie nicht wieder, wie viele Erkennungszeichen sie ihm auch sonst an die Hand gab. Sie fragte ihn, ob ihm nicht ihr Sohn den Gruß bestellt habe, denn sie hatte vergessen, daß sie ihrem Sohne das Trakteurhaus gar nicht angegeben hatte. Sie hatte das erwartet; traurig ging sie fort, ohne etwas zu „verzehren,“ worüber der Trakteur nicht wenig zu zürnen schien. Von dort ging sie in ein anderes Speisehaus, fragte auch da, nachdem sie die genaueste Beschreibung

Bäreles gegeben; aber auch hier ward ihr die nämliche Antwort. Es waren so viele Menschen aus- und eingegangen, rühmte dieser Trakteur mit stolzem Munde, die alle „gespeist“ werden mußten, daß ihm kein Auge für eine einzelne Person blieb. Ohne Erfolg besuchte Hindel nach und nach mehrere der Speisehäuser, an denen die „Gassen“ jenes Stadtviertels so reich sind, überall ward ihr der nämliche Bescheid. Oft mußte sie manches spöttische Lächeln mit in den Kauf nehmen, und einmal hörte sie sogar, wie eine griesgrämige Trakteurin zu ihrem Aufwärter sagte: „Die sucht ihn bei uns, und er ist vielleicht ganz anderswo zu finden.“ „Wo?“ hatte Hindel inständigst gefragt, und, „vielleicht beim „Engel“ oder „beim schwarzen Roß“ (bekanntlich keine Speisehäuser, worin Trakteure walten) zur Antwort erhalten.

Dieser Bescheid erschreckte sie so sehr, daß sie wie vernichtet da stand. Ihr Bärele also in einem der ersten Gasthäuser Prags einlogirt, verzehrte vielleicht da ihr Geld wie ein großer Herr, und war höchst wahrscheinlich die ganze Zeit bei keinem „Trakteur“ gewesen! Der Schlag ihres so wild bewegten Herzens stand oft stille, so tief gesunken mußte sie sich ihr Bärele vorstellen. Es war Nacht geworden. Sie mußte daran denken, wieder ihr Absteigequartier auf-

zusuchen; Ermüdung, Hunger und Kummer hatten sie vollständig überwältigt; jetzt erst, am Thore zu den drei „Karpfen“ fiel ihr ein, die Polizei müsse doch von dem Aufenthalte ihres Sohnes Nachricht haben. Aber sollte sie zur Polizei gehen? Hindel gehörte nicht zu jenen furchtsamen Geschöpfen, denen der bloße Name dieser Behörde unheimlich klingt; sie wußte nur in diesem Augenblicke, daß es eine vortreffliche Einrichtung sei, wenn jeder Ankommende am Thore seinen Paß abgebe. Denn wie sollte man in einer so großen Stadt die Fremden herausfinden — wenn man gerade einen suchte — wie hier eine Mutter ihren Sohn? Also nicht die Furcht war es, die ihr diesen Gang erschwerte, aber ein dunkles, schreckenvolles Gefühl, was sie da für eine Antwort erhalten würde, wenn sie fragte: „Habt ihr den und den gesehen? So und so sieht er aus; er ist vierundzwanzig Jahre alt, groß von Gestalt, trug bei seinem „Verschwinden“ einen drapfarbenen Rock, am Halse ein graugefärbtes Tuch, und über der Oberlippe rechts hat er ein Muttermal in Gestalt einer Linse?“ Und wenn sie dann nun sagen mußte: das ist mein Sohn — sie wagte diesen Gedanken gar nicht weiter fortzuspinnen. Trotzdem war sie so zwischen Fürchten und Bangen in die „Neue Allee“ gekommen, von wo sie auf-

mehrfaches Fragen den Weg zur Polizei fand. Dort vernahm sie aber, die „Bureaux" seien eben geschlossen worden, vor morgen neun Uhr könne ihr keine Auskunft ertheilt werden.

Nun trat sie wieder den Heimweg zu ihrem Gasthofe an, nicht ohne eine Empfindung von Freude, daß sie auf der Polizei keine Auskunft gefunden. So blieb ihr doch noch die Hoffnung, am andern Tage zu suchen. Zum Sterben müde, sank sie ins Bett und schlief ohne Traum wie eine Todte bis an den hellichten Morgen. Erschrocken fuhr sie auf, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Es war nahe an neun Uhr, und für diese Stunde hatte man sie auf die Polizei bestellt. Sie warf sich mit ungewohnter Hast in die Kleider und machte sich ohne Frühstück auf den Weg zur Polizei. Unten vor dem Thore begegnete sie einer Frau, die einen großen Hausirpack unter dem Arme trug. Das gab ihren Gedanken sogleich eine andere Richtung. Konnte Bärele nicht doch Einkäufe gemacht haben? Warum sollte sie sich ihn gar so schlecht denken? Und wozu brauchte sie die Polizei auf seine Existenz aufmerksam zu machen? Man hat es wahrscheinlich errathen, welche Leute Hindel im Sinne hatte. Sie richtete ihre Schritte nach dem nahegelegenen „Tandelmarkt."

Hindel hatte noch aus früheſter Zeit eine lebhafte Abneigung gegen dieſen Ort; ſie konnte nicht ohne ein Gefühl von Grauen ſich dahin begeben. Zu deutlich erinnerte ſie ſich der Scenen, die ſie dort als ein junges Mädchen erlebt hatte. Da waren Weiber und Männer, Mädchen und Knaben wie hungrige Haifiſche auf ſie los geſtürzt; der Eine hatte ſie beim Arme, der Andere an der Schulter ergriffen, der Dritte hatte ſogar ihr Kleid zerriſſen. Dazu Stimmen aus allen Tonarten; es wirbelte und quirlte um ſie her, als hätte Jemand mit einem Stocke in ein Weſpenneſt geſtochen. Sie hatte ſich damals glücklich geſchätzt, mit heiler Haut, geſund und unverſehrt aus dieſem ſchreckenvollen Orte entronnen zu ſein. Das alles drängte ſich jetzt mit unabweisbarer Gewalt vor ihre Seele. Geſtern, als ſie zur Polizei gegangen war, war ihr bei weitem nicht ſo zu Muthe. Aber es erging ihr, wie es den meiſten Leuten mit lebhafter Erinnerungsgabe ergeht; mit dem Erſchauen der wirklichen Gefahr verliert ſich ein großer Theil des bis dahin Gefürchteten. Damit ſoll nicht geſagt werden, daß Hindel wie durch einen Roſengarten auf lauter duftenden Blättern ſpazierte, als ſie endlich in jenen dunklen Hallen des „Tandelmarktes“ angelangt war. Sie hatte genug auszuſtehen, mehr als die ſtattlich beleibte

Frau zu ertragen glaubte. Wie ein lebloſer Ballen wurde ſie in dem dichten Gedränge von Käufern und Verkäufern hin- und hergeworfen; Einer ſchien es mit dem Andern verabredet zu haben, die arme Frau zu narren und irrezuführen. Bei keinem Gewölbe ließ man ſie zu Rede kommen, alle drängten und ſchrien auf ſie ein; ſie hätte tauſend Ohren haben müſſen, um Alles zu hören. Hatte ſie Jemanden wirklich die Frage vorgelegt, ob er oder ſie (es waren meiſtens Frauen) nicht ihren Sohn geſehen habe, und ihm die genaueſte Perſonenbeſchreibung vorgelegt, ſo wandte man ſich gewöhnlich mit einer verächtlichen Miene von ihr ab. Sie mußte Worte und Redensarten hören, die ihr das Blut zu Kopfe drängten, die ſie „zu Hauſe“ nicht mit dieſer ſtummen Entſagung hätte hingehen laſſen. Hier war ſie willen- und kraftlos; das kleinſte Kind hätte ſie umwerfen können. So war ſie von einem Ende der Kaufhallen bis zum andern geſtoßen, geſchoben und geworfen worden, ohne jede Ausſicht, die kleinſte Auskunft über die ihr am Herzen liegende Angelegenheit zu erhalten. Da erbarmte ſich ihrer eine kleine dicke Frau, die in einer Art Kanzel vor ihrer Bude ſaß; ſie mußte wohl die tiefbekümmerte Miene der ſo arg Geängſtigten bemerkt haben.

„Was suchen Sie, Madame Leben?“ rief sie ihr zu und faßte sie sanft beim Arme.

Hindel sah auf und erblickte ein menschliches Gesicht. Der Ton dieser fragenden Stimme schien ihr Gutes zu versprechen, sie klammerte sich fast an die Frau an. Sie scheine hier auch nicht einheimisch zu sein, meinte die Frau, und frage sie nicht, ob sie etwas kaufen wolle, sondern aus bloßer Theilnahme. Das klang wie Musik in Hindels Ohren. Mit überströmendem Gefühl erzählte sie ihr nun, wen sie suche und wie unglücklich sie sei, gerade da, wo sie die meiste Auskunft erwartet habe, keine zu finden. Wie ihr Sohn aussehe? fragte die mitleidige Frau, denn wenn er hier Einkäufe gemacht, so kenne sie ihn, sie sitze hier wie im „Parterre“ des Theaters, von wo man den ganzen Schauplatz übersehen könne. Hindel konnte nicht umhin, auf dieses „Parterre“ der Frau einen Blick zu werfen, es schien ihr eben nicht beneidenswerth. Dann gab sie vielleicht zum fünfzigstenmale die Personsbeschreibung ihres Sohnes zum Besten.

„Den habe sie nicht gesehen,“ gab die Frau nach einigem Nachdenken Bescheid, sie könne sich darauf verlassen, als wenn es der „erste Jurist“ gesagt hätte, ein solcher habe hier nichts eingekauft.

Das war ein niederschlagender Bescheid für

Hindel! Sie dankte mit warmen Worten und entfernte sich. Nun stand sie rathlos da und wußte nicht, wohin jetzt ihre Schritte lenken. Noch einmal den Gang durch die Kaufhallen zu machen, und noch einmal Nachfrage zu halten, dazu fehlte ihr der Muth. Unwillkürlich gerieth sie in die „Schwefelgasse“ und von da in das kleine Gäßchen, das in den „großen Ring“ gegenüber dem Rathhause mündet. In dem, Augenblicke, als sie heraustreten wollte, war es wieder als sähe sie die Nähterin vor sich; es war ihr Kleid, ihre Haltung und Gestalt. Hindel hätte darauf schwören mögen, Lisi sei es gewesen. Sie eilte ihr nach, rief sie beim Namen, aber eine starke Menschenwelle drängte sich zwischen sie und das Mädchen. Als es wieder freier um sie wurde, war die Erscheinung verschwunden.

Hindel hielt sich auch dießmal für überzeugt, daß sie recht gesehen, daß es aber doch unmöglich Lisi, die Nähterin, gewesen sein konnte. In einer so großen Stadt, meinte sie, begegne man vielen Menschen, die eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Leuten „zu Hause“ haben, und doch seien sie es nicht. Zudem, was hatte Lisi in Prag zu thun? Hatte sie Geld zu einer solchen Reise? Hindel schlug sich die Begegnung wieder aus dem Sinn.

Sie besann sich nun, daß sie in den Gewölbern des

eigentlichen Prag, nämlich in der „goldenen“ und in der „breiten“ Gasse, noch nicht gewesen. Wie leicht konnte der unerfahrene Bärele hieher seine Schritte gelenkt und seine Einkäufe gemacht haben, wo sie freilich billiger kamen, aber die Waare auch darnach sich richtete! Traurig schüttelte sie aber den Kopf; wozu gab sie sich solchen Hoffnungen hin? Wußte sie doch mit aller Bestimmtheit, daß ihr Bärele irgendwo saß — und spielte! Dennoch unternahm sie den Gang in die „goldene“ Gasse. Für die an Wohlleben gewöhnte Frau war dieser Weg durch die spannweite, mit Trödel allerlei Art vollgestopfte Gasse, aus der ihr nicht eben die angenehmsten Düfte entgegen wehten, eine hölliſche Qual; ihr Athem war beengt, sie mußte sich an eine Mauer halten. Freilich ward ihr in der „goldenen“ Gasse, nicht so begegnet als in jenen schrecklichen Kaufhallen, woher sie eben kam. Sie ward nicht gestoßen und geschoben, man verfuhr hier überhaupt höflicher mit ihr. Wenn sie sich an Jemanden wandte, so stand man ihr Frage und Antwort, die halbe Gasse lief sogleich zusammen, wenn sie irgendwo stehen blieb. Aber Keiner hatte ihren Sohn gesehen, weder seit gestern noch vorgestern, noch während der ganzen Woche. An drei Stunden dauerte dieser Gang durch die „goldene“ Gasse, und

Hindel bekam während dieser Zeit mehr Anschauungen vom Prager Geschäftsleben, als sie bis jetzt gekannt hatte.

Da es schon lange nach Mittag war, ließ sie sich wieder den Weg zu dem dicken Trakteur zeigen, denn sie fühlte sich von Hunger und Mattigkeit ganz erschöpft. Diesmal kam man ihr mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen, denn sie begehrte etwas zu „verzehren.“ Der Gastwirth that, als erinnerte er sich gar nicht, sie jemals gesehen zu haben, und tanzte um sie herum, daß Hindel fast das Lachen ankam. Was die Prager doch für sonderbare Leute seien, dachte sie im Stillen, alles gehe bei ihnen aufs „Interesse“ hinaus; denn wie alle Kleinstädter bedachte Hindel nicht, daß die Bewohner einer großen Stadt von Natur aus sich wenig der Gemüthlichkeit befleißigen können. Der Trakteur behandelte sie fast, wie eine „Gräfin,“ setzte sich zu ihr und unterhielt sie von allerlei Angelegenheiten. Ihr that es wohl und sie ließ ihn reden und reden — bis sie einschlief. Da erst hörte der Trakteur auf, und ließ sie in Ruhe.

Der Abend war bereits niedergesunken, als Hindel aus ihrem Schlummer erwachte; sie hatte nahe an drei Stunden so da gesessen. Erst das Geräusch ankommender Gäste vermochte sie daraus zu wecken. Sie zahlte, vielleicht so reichlich wie eine Gräfin, und

wurde von dem Trakteur mit vielen Bücklingen zur Thüre hinaus begleitet. Ein unnennbares Weh durchzuckte sie, als sie wieder in der Gasse stand — und ihren Sohn nicht hatte. Es graute ihr davor, wieder in ihr Absteigequartier zurückzukehren, ohne daß sie noch das Geringste erreicht hatte. Am liebsten wäre sie auf freier Straße geblieben, und hätte da ihr Bärele erwartet. Planlos strich sie durch die finstern, nur nothdürftig erleuchteten Gassen; überall begegnete sie vom Markte heimkehrenden Männern und Frauen, mit großen Schlüsselbünden in der Hand. Oft hüpften Kinder an ihr vorüber, die ihren Eltern entgegeneilten; das schnitt ihr bitter durch's Herz. Das einzige Kind, das sie besaß, wo war es jetzt?

Es war spät in der Nacht, als Hindel auf ihrer Wanderung in eine ihr unbekannte, menschenleere Gasse gelangt war, die sie bis dahin nicht durchstrichen hatte. Sie mochte nicht fern von der Moldau sich befinden, denn sie hörte ganz deutlich das Wasser rauschen. Hindel fürchtete sich; ein Grauen überfiel sie, als sie die verlassene, todtöde Gegend näher betrachtete. Alle Häuser und Fensterläden waren dicht verschlossen; es hätte, wenn sie Jemand angefallen, keine Hand sich gerührt, um ihr zur Hilfe zu kommen. Sie wandte sich entsetzt um, und floh nach der entgegengesetzten Richtung,

wo sie die Moldau nicht vermuthete, denn besonders das Rauschen des Wassers war ihr schrecklich. Außer Athem war sie in die „Zigeunergasse“ gekommen. In demselben Augenblicke huschte an ihr ein Mädchen vorüber.

„Lisi, um Gotteswillen, bist du es?“ schrie sie.

Das Mädchen drehte sich um. Es war wirklich Lisi.

„Madame Hindel!“ rief sie mit gellender Stimme.

Hindel fuhr sich aber mit der Hand nach den Augen. Sie fühlte einen heftig stechenden Schmerz darin; aber es waren nur Thränen, die zum ersten Male seit langer, langer Zeit mit Gewalt hervorbrachen, und nun, da das Siegel, das darauf gelegen, gebrochen war, unaufhaltsam strömten. Hindel vermochte kein Wort hervorzubringen.

„Madame Hindel, Sie weinen?“ rief das Mädchen, dem um diesen Augenblick die dunkle Sage von der Thränenlosigkeit der reichen Frau eingefallen sein mochte.

„Hatt'st du das von Hindel Spitz erwartet?“ sagte sie unter Schluchzen. „Dahin kommt man aber, wenn man Kinder hat.“

Lisi schaute die erschütterte Frau erschrocken an; sie glaubte ihr Verstand habe gelitten. Hindel war auch in der That im Zustande der äußersten Verwir-

rung; sie hatte in diesem Augenblicke vergessen, daß sie in einer Prager Gasse sich befand. Plötzlich rief sie:

„Aber um Gotteswillen, Lisi, wie bist du hergekommen? So hab' ich dich in Altbunzlau doch recht gesehen und gestern auf dem Altstädter Ring? Sag', was hast du in Prag zu thun!"

„Ich such' Einen," flüsterte das Mädchen fast unhörbar und stockte.

„Du wirst ihn nicht finden," rief Hindel in verzweifeltem Tone, „in Prag findet man Keinen, der sich einmal verloren hat. Geh nur wieder heim."

Mit gerungenen Händen, den sonst so stolzen Kopf kummervoll gebeugt, stand Hindel vor dem Mädchen da.

„Verzweifeln sie nicht, Madame Hindel," sagte diese in den weichsten Tönen des Erbarmens, „mit Gottes Hilfe werden wir ihn doch wieder finden.

„Wen meinst Du?" rief Hindel in ihrer Verwirrung.

„Ihren Sohn," flüsterte Lisi und wandte sich ab.

„Suchst du den auch?" fragte Hindel auffahrend.

„Deßwegen bin ich ja nach Prag gekommen," sagte Lisi — und stockte.

„Deswegen?" rief Hindel — und eine lange Pause trat zwischen Beiden ein.

„Bist du gefahren, Lisi?“ fragte sie darnach mit fast trockenem Tone.

„Nein, Madame Hindel,“ antwortete diese, „ich bin zu Fuß gegangen.“

„Die ganzen neun Meilen zu Fuß' gegangen?“ rief Hindel. „Wann bist du denn fortgegangen, da ich dich schon in Altbunzlau gesehen habe?“

„Gleich in der Nacht, wo der Jontef (Feiertag) aus war,“ sprach Lisi.

„Und hast du gar nicht gefürchtet, so in der finsteren Nacht zu wandern?“ meinte Hindel.

„Wer hätt' mir was thun sollen?“ meinte Lisi, als verstehe sich das von selbst. „Geld hab' ich so keines bei mir gehabt.

„Ohne Geld bist du in Prag? rief Hindel beinahe ungläubig und trat einige Schritte nach rückwärts. „Lisi, Lisi!“ rief sie dann mit drohend aufgehobenem Finger, „das laß' ich mir nicht einreden, Du magst sagen, was du willst.“

Statt aller Antwort zog Lisi ein kleines Beutelchen, mit dem sie vor Hindels Augen auf- und niederfuhr:

„So ganz ohne Geld, Madame Hindel,“ sagte sie lächelnd, „bin ich nicht gewesen; aber ein Räuber hätt' sich bedankt, wenn er nur das bei mir gefunden hätte.“

„Gott! Gott!“ rief Hindel dann ganz außer ſich, „was biſt du doch für ein merkwürdig' Mädchen, Liſi! Wie iſt dir das aber nur eingefallen? Du haſt mir ja gar nichts geſagt, als ich bei dir war?“

„Ich hab' ſchon damals daran gedacht, Madame Hindel,“ ſagte Liſi beſcheiden; „aber ich hab's in mir behalten, bis meine Mutter nach Hauſe gekommen iſt. Da hab' ich zu ihr geſagt: Mutter, ich muß noch heute Abend nach Prag. Sie hat's nicht zugeben wollen; aber ich bin doch gegangen.“

„Lebendiger Gott! ſo allein, ſo mutterſeelen allein!“ rief Hindel. „Geht neun Meilen bis nach Prag, und ich fahre an ihr vorüber in einer Poſtkutſch' und laß' ſie zu Fuß gehen! Liſi, das werd' ich mir all mein Lebtag nicht verzeihen. Aber jetzt ſag' mir nur: Was willſt du eigentlich in Prag?“

„Ihn will ich aufſuchen,“ liſpelte Liſi; „meinetwegen, weil ich ihn gekränkt habe, iſt er ja nach Prag auf und davon! Gott! Allmächtiger! es wär' ja mein Tod, wenn er ein Unglück davon hätte.“

Gut war es, daß die Dunkelheit der Nacht ihren nur halbdurchſichtigen Schleier um die Beiden geworfen hatte. Sie erſparte dem armen Mädchen einen Anblick, der es zu Tode erſchreckt hätte. Unwillkürlich hatte ſich Liſi in das Herz blicken laſſen, und es

bedurfte nicht einmal eines so scharfen Auges, wie es die Mutter Bärele's namentlich in diesem Augenblicke besaß, um zu sehen, was in diesem jungfräulichem Gemüthe sich zur Blüthe drängte. Nun wollen wir nicht behaupten, daß es in diesem denkwürdigen Momente keine Sekunde gab, in der sich nicht des reichen Rebb Aschers Weib in ihr geregt hätte; aber das fuhr nur blitzartig durch sie und verschwand wie der Blitz. Hier stand nur das einfache, mitfühlende Weib dem Weibe, die Mutter einem Mädchen entgegen, dessen Leiden dem ihren verwandt war. Hindel hatte zudem die ersten Thränen seit undenklicher Zeit geweint, und fließen nicht die meisten Thränen aus der Quelle der Demuth? aus den Tiefen einer schmerzlichen Entsagung?

Plötzlich fühlte Lisi eine warme Hand an ihrem Kinne. Hindel war es, die ihr den Kopf in die Höhe hob, und mit weichen Tönen sagte:

„Es soll dein Unglück nicht sein, Lisi, mein Kind! Wenn wir ihn ganz und wohlauf nach Hause bringen — soll's dein Unglück nicht sein. Verlaß dich drauf!"

Mehr sprach die reiche Frau nicht; Lisi verstand sie aber nicht, wohl aber fuhr etwas wie ein grausames Weh durch dieses jungfräuliche Gemüth. „Sie wird mir meine Reise bezahlen wollen," hätte Lisi ge-

ſprochen, wenn ſie in dieſem Augenblicke hätte ſprechen können. „Was hab' ich aber vom Geld? ich brauch' ja keines."

„Und jetzt ſag', wo biſt du im Quartier?" fragte Hindel kurz.

„Ich hab' keines," meinte Liſi, „ich hab mir gerade eines ſuchen wollen."

„Lebendiger Gott!" ſchrie Hindel, „in Prag ſein, und kein Quartier haben! An was denkſt du denn, Liſi?"

„Ich hab' immerfort daran gedacht, wie ich ihn finden könnte," meinte Liſi treuherzig.

„Du gehſt mit mir, Liſi," ſagte Hindel nach einigem Bedenken mit gebieteriſcher Stimme, „du wirſt bei mir ſchlafen, und wirſt mit mir nach Hauſe fahren. Keinen Augenblick laß' ich dich mehr von meiner Seite; du kennſt das Prag nicht. Wie leicht kann dir da ein Unglück paſſiren. Jetzt komm!"

„Was ſollen wir aber mit ihm anfangen?" fragte Liſi.

„Mit wem?" meinte Hindel, die ganz in das Anſchauen Liſi's verſunken war.

„Mit ihm — mit Bärele!" rief Liſi.

„Den müſſen wir finden," ſagte Hindel, und

ihre Stimme bebte, „ohne den können wir Beide nicht nach Hause gehen.“

Hindel hatte sich nach diesen Worten, als erinnerte sie sich, weswegen sie nach Prag gekommen war, wieder in Bewegung gesetzt. Aber in ihrer Aufregung geschah es, daß sie mit Lisi, die ihr stillschweigend folgte, gerade nach derselben verlassenen Gegend zusteuerte, woher sie mit so großem Entsetzen geflohen war.

Hindel merkte dies nicht; plötzlich standen die beiden Frauen wieder auf jenem todtöden Platze des „Frantjsek,“ und hörten das Wasser der Moldau ganz in der Nähe rauschen.

„Was thue ich denn wieder da?“ rief Hindel, und faßte im dunklen Drange der Furcht Lisi's Hand. „Auf dem Platze da möcht' ich nicht todt sein, er ist gar zu schrecklich! Wir müssen zurück!“

Hindel zog das Mädchen nach der Seite der niedrigen Häuser hin, weil sie sich inmitten des öden Platzes nicht sicher genug glaubte. Aus einer Schenke, durch deren geschlossene Fensterläden ein Lichtschimmer sich stahl, erschollen wirr durcheinander rufende Stimmen, wie von erhitzten oder betrunkenen Menschen. Unwillkührlich schmiegten sich die beiden Frauen an einander, wie um gegenseitig sich zu schützen, aber

sie standen zugleich festgebannt. Da fühlte Hindel mit einem Male, wie durch das ganze Wesen des an sie gedrückten Mädchens ein krampfhaftes Zucken flog; seine Hand zerrte fast an Hindels Mantel.

„Madame Hindel!“ rief sie in höchster Aufregung, beinahe kreischend, „Madame Hindel, . . . ich hör' ihn!“

„Wen?“ schrie Hindel,“ „um Gotteswillen . . . Du meinst doch nicht ihn?“

„Ihn!“ flüsterte Lisi, und legte, Stillschweigen gebietend, den Finger an den Mund.

Sie lauschten. Jeder Nerv in diesen beiden Frauen zitterte und stand auf der Lauer. Die Stimmen drin in der Schenke wurden deutlicher, Geldklingen, wie von hin- und hergeworfenen Münzen tönte dazwischen. Nach einer Weile sagte Hindel:

„Jetzt hab' ich ihn selbst gehört, ich hab' ihn erkannt.“

„Nicht wahr?“ lispelte Lisi, und ein Strahl von Freude, nur demjenigen sichtbar, dem des Menschen geheimste Regungen offen vor Augen liegen, überflog ihr schönes Angesicht.

„Lisi,“ rief Hindel voll tiefsten Schmerzes, und ihre Stimme bebte, als unterdrückte sie mühsam das bittere Weh des Weinens. „Lisi, das muß mir, Hindel Spitz, geschehen, meinen eigenen Sohn da zu finden!“

„Sein Sie nur jetzt ruhig, Madame Hindel,“ bat Lisi.

„Nein, Lisi,“ rief Hindel, in deren Gemüth der ganze Zorn einer gekränkten Mutter erwacht sein mochte, und sie riß sich von Lisi los, um in das Haus einzudringen. „Nein, Lisi, ich muß jetzt hinein, ich will ihm zeigen, wozu Gott dem Menschen eine Mutter gegeben hat. Lebendig kommt er nicht aus meinen Händen!“

„Um Gotteswillen,“ bat Lisi und hielt die Erzürnte gewaltig zurück, „thun Sie das nicht, Madame Hindel, und lassen Sie mich hinein. Mir wird er vielleicht eher folgen . . . als Ihnen . . .“

Hindel schien von dieser Bemerkung lebhaft getroffen.

„Du hast Recht, mein Kind,“ sagte sie nach einigem Bedenken. „Dir gebührt's . . . geh' Du voran!“

Lisi drückte die Thürklinke auf, und trat in die Schenke. Die Thür selbst blieb halboffen, so daß Hindel alles überblicken konnte, was darin vorging. In dem Hintergrunde der Schenke, um einen runden Tisch, auf dem eine ungeputzte Kerze düster brannte, saßen drei Männer und spielten Karten. Jeder hatte zur Seite einen Haufen Silbermünzen liegen. Bärele

hatte die Thüre im Rücken; keiner der Spieler hatte übrigens den Eintritt des Mädchens bemerkt. In demſelben Augenblicke rief einer der wüſten Geſellen, indem er Bärele einen tückiſchen Blick zuwarf und eine Karte zuſchleuderte, daß ſie auf dem Tiſche klatſchte:

„Jetzt wirſt Du genug haben. Spiel aus!“

Da trat Liſi hinzu, und legte ihre Hand auf Bäreles Arm, der gerade zum Ausſpielen ſich anſchickte.

„Steh auf, Bärele,“ rief ſie mit zitternd weicher Stimme, „die Mutter wartet draußen.

Bärele ſank in ſeinen Sitz zurück und ſtarrte das Mädchen wie eine ungeheuerliche Erſcheinung an.

„Steh' auf,“ ſagte ſie noch einmal, „und komm' mit.“

Damit ergriff ſie ihn bei der Hand — und er, gebannt von dem Eindrucke des auf ſo wunderbare Weiſe gekommenen Mädchens, die Augen feſt gerichtet auf ſie, ſtand auf und ließ ſich von ihr zur Thüre hinausführen.

„Mein Kind, mein Kind!“ erſcholl draußen die Stimme Hindels. War es ſchluchzende Freude, war es Zorn? Es war ſchwer zu entſcheiden.

Ein halbes Jahr nach dieser Begebenheit feierte man in der Gasse eine große, prächtige Hochzeit, wie an Glanz und Pomp schon lange keine stattgefunden hatte. Der Bräutigam war Bärele, die Braut — Lisi, die Nähterin.

Es versteht sich von selbst, daß es großen Lärm und ungeheure Aufregung im Lande gab, als diese „Partie" verkündet ward. Es war nicht anders, als ob etwas ganz Ungewöhnliches geschehen, etwa ein Stück des Mondes vom Himmel zur Erde gefallen sei. Wir haben es jüngst erlebt, wie der mächtige Beherrscher eines großen Staates eine „einfache" Gräfin zu sich auf den Thron hob; — ebenso, wenn nicht noch in einem höhern Grade, kam es den Leuten vor, daß Hindels Sohn die Tochter eines „frommen" Weibes sich erkoren hatte.

Natürlich fehlte es nicht an Auslegungen und Deutungen der bunteſten Art über dieses außerordentliche Ereigniß. Die Gerüchte summten hin und her, wie aufgejagte Hummeln; und man konnte bei dieser Gelegenheit deutlich sehen, wie viel übler Wille, ja selbst Bosheit aufgestört wird, wenn den Leuten etwas nicht nach der Schnur einer vorgefaßten Meinung geht. Man stöberte in dem Vorleben des armen Mädchens herum, ob man nicht etwas finden würde, woran man

sich halten könnte, und da man nichts fand, klammerten sich die Geister zähe an jene Prager Reise an, in der die guten Leute Ungeheuerliches witterten. Gott der Lebendige wisse, grübelten sie heraus, was dort alles vorgegangen sei; umsonst sei Bärele nicht „auf und davon," und Hindel „ihm nach," und umsonst sei Hindel auch nicht mit Bärele und Lisi zusammen von Prag zurückgekommen. Hindel ließ sich durch alle diese Anfechtungen und Gerüchte, deren Nichtigkeit sie am besten kannte, nicht abhalten, Lisi und ihren Sohn zu einem Ehepaar zu machen, und sich über alle Rücksichten auf „Standesunterschied" kühn hinweg zu setzen.

In jener Nacht, als Hindel ihren Sohn wieder fand, war noch mehr und Bedeutenderes geschehen. Das erste Wort nämlich, das Bärele hervorbrachte, als er mit seiner Mutter und Lisi in einem Zimmer des Gasthofes zu den „drei Karpfen" saß, lautete:

„Mutter, willst Du, daß ich weiter kein Spieler sein soll?"

„Du fragst noch?" rief Hindel, die bis dahin keinen einzigen Vorwurf, kein beleidigendes Wort an ihn gerichtet hatte, mit gerunzelter Stirne.

„So gib mir Lisi zum Weib!" sagte Bärele.

Hindel stellte sich nicht erst erstaunt oder gar

entsetzt. Sie sagte nur: „Frag' erst die Lisi, ob sie Dich will, denn verdient hast Du sie nicht."

„Willst Du mich, Lisi?" fragte Bärele, und hielt die Hand hin.

Die Antwort läßt sich leicht errathen. — —

Noch in derselben Nacht fuhr Hindel mit ihren beiden Kindern fort. Ungefragt fing Bärele auf dem langen Wege selbst an, Aufklärungen über sein letztes Thun und Treiben zu geben; das Glück machte sein Gemüth weit offen, die Liebe seine Zunge gesprächig. Als ihn Lisi, erzählte er, einen Spieler gescholten, als sie das Geld nicht nehmen wollte von ihm, da sei ein schrecklicher Zorn in ihm erwacht, er hätte ihr das Übelste anthun mögen. Denn er habe die Wahrheit dieses Schimpfes gefühlt, auf einmal sei es ihm klar geworden, daß er, der vierundzwanzigjährige Junge, bis dahin nichts Anderes gethan habe, als mit seinen Eltern . . . Franzefuß spielen. Es sei ihm grauenhaft zu Muthe gewesen, daß Lisi es ihm zuerst gesagt; von jedem Andern hätte er es mit Verachtung angenommen. Zorn und guter Vorsatz hätten in ihm gleichmäßig gekämpft; er habe ein Mensch werden wollen, aber nicht früher, als bis Lisi den Schimpf zurückgenommen hätte. Aber als er sie am Abend vor ihrem Hause getroffen, und sie nichts destoweniger

dabei verharrt hätte, da habe ihn eine Verzweiflung überfallen, ein Zorn und eine Wuth, daß er sie nicht mehr habe bändigen können. Wenn sie ihn für einen nichtsnutzigen Spieler halte, habe es in ihm geschrien, wozu solle er sich bemühen ein besseres Leben anzufangen? Jetzt habe er sich vorgenommen, ein rechter Spieler zu werden. Das Übrige wisse die Mutter, er habe fünf Tage und Nächte fast hintereinander gespielt, der letzte Kreuzer sei eben verspielt gewesen, als Lisi gekommen und ihn forgeführt habe.

Oft zuckte Hindel während dieser Geständnisse zusammen; aber sie hielt an sich. Sie begriff, daß wenn die Liebe junge Gemüther auch zu veredeln und zu heben im' Stande ist, trotzige und schlecht erzogene zuweilen das Gegentheil davon offenbaren. Ihr Bärele war ein lebendes Beispiel. Aber sie baute auch auf diese Liebe, daß sie, die so wunderbar den Charakter ihres Sohnes entwickelt hatte, dessen Erziehung weiter fortsetzen würde.

„Es ist nur gut," sagte sie, „daß es so gekommen ist. Es hätte ganz anders kommen können. Bedank' dich dafür bei Lisi!"

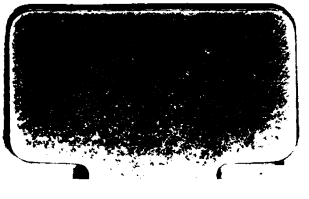
Darin hat sich Hindel nicht getäuscht.

Bärele ist in der Ehe wirklich ein anderer Mensch geworden; das Geheimniß der Liebe, die zerstörend

und schaffend, voll Trotz und Hingebung, niederreißend und aufbauend zugleich ist, hat sich an ihm aufs Schönste bewährt. Die in ihm schlummernden, in den Banden der Trägheit gefangenen Kräfte sind erwacht, und er holt nach, was er so lange versäumt hat. Wenn wir das Wort „Geschäftsmann“ gebrauchen, so geschieht es nur darum, weil sich für das neue Leben Bärele's keine andere Laufbahn eröffnet hat als das „Geschäft.“ Darin ist er aber tüchtig, wachsam und umsichtig wie irgend Einer.

Eines Tages kamen Bau- und Zimmerleute, und begannen an der Stelle des alten Hauses ein neues aufzurichten. Die alten Räume waren zu klein geworden für den anwachsenden Segen . . . und Rebb Ascher beklagte sich, daß er nicht einmal ein Plätzchen mehr finde, wo er in Ruhe und Muße seine Pfeife rauchen und seinen „Franzefuß“ spielen könne. Bei dieser Gelegenheit erhielt das neue Haus den Namen, mit dem wir es in diese Geschichte eingeführt haben; Bärele hatte Musik kommen lassen, und bei ihren Klängen tanzte er mit seiner Lisi einen „Rejdowak“ auf dem Bauplatz. Dann legte er in die Höhlung des Bausteines, der in den Grund gesenkt ward, ein „Pasch“ Karten. Wir wissen warum.

Wunderbarer Weise hat sich damals unter den

Leuten die sonderbare Deutung gebildet, die sie bis dahin trotz alles Grübelns und Forschens nicht hatten finden können; und wie alles Unbegreifliche hat sich diese Deutung in der Leute Mund erhalten. Lisi sollte sich ihren Mann durch einen „Franzefuß" erworben haben, denn Bärele hätte geschworen, nur die sollte ihn haben, die stärker im Spiele sei, als er, und merkwürdig genug, die Nähterin hätte ihn besiegt! Darauf habe Bärele freilich Wort gehalten, — aber man sieht, wie auch in der „Gasse" verstanden wird, Geschichte zu machen.

Stehe noch lange und gedeihe, du trauliches Kartenhaus! Auf ein leichtes, bald vergängliches Blatt bist du zwar gegründet worden; aber in dir waltet Demuth und Tüchtigkeit, und der Segen des menschlichen Daseins — die Liebe!